

Werner Führer

Jesus Christus Retter aus Tod und Gericht



Vorträge über die
gefälligste Zeit der Geschichte

⇕ Sola-Gratia-Verlag

Werner Führer

Jesus Christus – Retter aus Tod und Gericht

Vorträge über die gefüllteste Zeit der Geschichte

ISBN 978-3-9818561-7-0

Titelbild: Christus in Emmaus, Radierung von Rembrandt, 1634

Website des Autors: www.werner-fuehrer.de

Werner Führer

Jesus Christus – Retter aus Tod und Gericht

Vorträge über die gefüllteste Zeit der Geschichte



Sola-Gratia-Verlag Berlin 2017

www.sola-gratia-verlag.de

INHALT

Vorwort	5
<i>Die Schrecken des Todes sind auf mich gefallen</i> Die Wahrnehmung des Todes bei Tolstoj, Heidegger und in Psalmen	11
<i>Euch ist heute der Heiland geboren</i> Ursprung und Geburt Jesu Christi	29
<i>Das Reich Gottes ist herbeigekommen</i> Die Botschaft Jesu Christi	45
<i>Jesus lehrte, predigte und heilte</i> Das Wirken Jesu Christi	59
<i>Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst</i> Der Tod Jesu Christi am Kreuz	73
<i>Der Herr ist wahrhaftig auferstanden</i> Die Auferstehung Jesu Christi	88
<i>Er sitzt zur Rechten Gottes</i> Die Erhöhung Jesu Christi	102
<i>Sie blieben beständig in der Lehre der Apostel</i> Die Kirche Jesu Christi	116

Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes
Die Nachfolge Jesu Christi 130

Jesus Christus, mein HERR
Die Sache der Reformation 146

Die Schmalkaldischen Artikel
Eine Einführung in die Botschaft der
Reformation mit besonderer Aufmerksam-
keit auf die Gewalt des Papstes 163

ANHANG

Luthers Amtsverständnis
Herausforderung für die Kirche von heute –
Ermutigung für die Kirche von morgen 188

Vorwort

Auf das Wort Gottes kommt es an! Es stiftet die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch im Glauben, entfacht das Feuer der göttlichen Liebe und richtet die Hoffnung auf. Angesichts des Reformationsjubiläums 2017 muss an Dietrich Bonhoeffer erinnert werden, der zum Reformationsfest 1932 in Berlin gepredigt hat (D. Bonhoeffer, Werke, Bd. 12, Gütersloh 1997, 426): „Gott wird uns am jüngsten Tage gewiß nicht fragen: habt ihr repräsentative Reformationsfeste gefeiert? sondern: habt ihr mein Wort gehört und bewahrt?“

Der Zustand der evangelischen Kirche und Theologie in Deutschland ist erschütternd. Charakteristisch für ihn ist die Indifferenz gegenüber dem Hauptartikel von Christus und der Rechtfertigung. Sie herrscht faktisch in der Theologie vor, pflegt aber durch literarische Betriebsamkeit zugedeckt zu werden. Mit ihr einher geht eine erschreckende Verkümmern und Profillosigkeit der Christusverkündigung in der Kirche. In Ballungsräumen sowie in einigen ländlichen Regionen der EKD sind die Grundkenntnisse über das biblische Christuszeugnis und das in der Reformation wiederentdeckte Evangelium nahezu vollständig verschwunden. Als wäre das nicht schon besorgniserregend genug, ist mit dieser Feststellung der Zustand der evangelischen Kirche und Theologie aber noch unzulänglich beschrieben. Denn diesem liegt eine tiefe, spezifisch geistliche Resignation zugrunde. Sie besteht darin, dass Kirche und Theologie von

der Christuserkenntnis und Rechtfertigungslehre nicht mehr die befreiende Antwort auf die Gottes-, Wahrheits- und Heilsfrage des Menschen erwarten. Genau das aber ist das durch Schriftauslegung wiederentdeckte Evangelium von Jesus Christus in der Reformationszeit gewesen!

Die in der gegenwärtigen Kirche und Theologie untergründig wirksame geistliche Resignation beruht nun aber keineswegs auf tieferer Einsicht, sondern vielmehr auf Unglauben. Man traut dem Evangelium von Jesus Christus die Lösung der Heilsfrage offenbar nicht zu, sondern fürchtet – wenn auch nicht vor Gott, so doch vor der Gesellschaft – zuschanden zu werden. Dagegen ist mit Paulus nachdrücklich hervorzuheben (Röm 1, 16): „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes zur Rettung für jeden, der glaubt, zuerst für die Juden, aber auch für die Griechen.“ Der heutige Mensch bedarf ebenso der Rechtfertigung, die allein aus dem Glauben an das Evangelium kommt, wie der Mensch der Spätantike zur Zeit Augustins oder des Mittelalters und der Reformation. Denn die Gottes-, Wahrheits- und Heilsfrage ist dieselbe, die sie immer war: Wie kann der von Gott abgefallene und der Sünde und dem Tod verfallene Mensch vor dem heiligen und gerechten Gott bestehen, der ihn geschaffen hat und noch erhält?

Reformation ist – zu allen Zeiten und nicht nur auf die Reformationszeit beschränkt – Erneuerung durch Umkehr und Zuwendung zu Gott, der „Quelle des Lebens“ (Ps 36, 10), in dem aufmerksamen und konzentrierten Hören auf sein Wort. Ist die

Heilsfrage über die Zeiten hin dieselbe, dann ist auch heute wie zu allen Zeiten angesagt, „den HERRN zu suchen“ (Hos 10, 12). Wo? Dort, wo allein er sich bezeugt hat: in der Heiligen Schrift. Aber wirklich zuerst und vor allem den HERRN selbst – nicht die Gottesvorstellung des Hosea. Zwar gehört die historische Fragestellung unabdingbar zur Theologie, aber sie ist der Gottesfrage als der eigentlichen Heilsfrage inhaltlich und formal untergeordnet. Wenn sie den ersten Platz innehat, wird Gott als selbstverständlich vorausgesetzt. Wer aber Gott als selbstverständlich voraussetzt, redet von einem anderen als von Gott. Allein dem Suchen, das aus ganzem Herzen erfolgt, diesem aber wirklich, hat Gott die Verheißung gegeben, dass er sich finden lassen will (s. Jer 29, 13 f.). Wo immer das geschieht, dort findet nicht nur eine feierliche Erinnerung an die Reformation statt, dort wird Reformation vielmehr hier und heute Ereignis.

Die vorliegenden Vorträge sind dem biblischen Christuszeugnis gewidmet. Sie sind aus jener Bewegung des Suchens und Findens entstanden und wollen wiederum ein eigenständiges Suchen und Finden anstoßen. Ich habe die Vorträge von November 2016 bis September 2017 in Berlin, Braunschweig und Leipzig gehalten. Es handelt sich um Gemeindevorträge, bei denen ich mich ausschließlich von der Sache, dem Evangelium von Jesus Christus, habe bestimmen lassen. Das gilt ebenso von dem Vortrag über das Amtsverständnis auf einem Pfarrkonvent, der im Anhang abgedruckt ist. Alle Vorträge sind in bewusstem Gegensatz zu den

Anpassungspredigten und Selbstanpreisungsreden konzipiert worden, wie sie in der Kirche in Gebrauch gekommen sind. Wenn der Mut fehlt, zur Sache zu reden und durch sie gegebenenfalls Ärger zu erregen, wird das Evangelium zur Banalität.

Mir war durchaus bewusst, dass die Gemeinden bisweilen überfordert sein könnten. Deshalb hat nach allen Vorträgen eine Aussprache stattgefunden, in der den Zuhörerinnen und Zuhörern Raum zu Rückfragen, Problematisierungen, Gegendarstellungen, Vertiefungen und Klärungen gegeben wurde. Diese Nachgespräche dauerten immer länger als der dreißigminütige Vortrag. Ich habe dabei die beglückende Erfahrung gemacht, dass die Gemeinden sehr wohl in der Lage sind, die Sache auf den Punkt zu bringen. Sie haben die Courage, ihre Zweifel offen zu äußern. Aber sie zögern auch nicht, ihre Zustimmung zu geben, wenn sich die Argumentation als stichhaltig erweist.

Aus dem Zuhörerkreis wurde mehrfach der Wunsch geäußert, die Vorträge auch nachlesen zu können. Tatsächlich kann man auf eine geschriebene Fassung immer wieder zurückgreifen. Das gilt für Pfarrer, die sachlich verwandte Themen behandeln wollen, aber ebenso für Gemeindeglieder, die sich selbständig in das Glaubensbekenntnis einarbeiten möchten. Die schriftliche Fassung kommt aber auch für die Vorbereitung auf den Religionsunterricht als Hilfsmittel in Betracht, und zwar nicht nur für den evangelischen, sondern auch für den katholischen. Sollte die Lektüre meiner Vor-

träge die Erfassung des zweiten Glaubensartikels fördern, wäre die Veröffentlichung vollauf gerechtfertigt.

Für die Einladungen in ihre Gemeinden und die erwiesene Gastfreundschaft bedanke ich mich herzlich bei Pfarrer Johann Hillermann, Ev.-Luth. Kirche Berlin-Mitte (SELK-Gemeinde, Annenstraße); Prediger Robert Lau, Landeskirchliche Gemeinschaft der Ev.-luth. Landeskirche Braunschweig; Pfarrer Sebastian Führer, Nathanael-Kirchgemeinde Leipzig, Ev.-Luth. Landeskirche Sachsen. Schließlich danke ich Superintendent Peter Rehr für die Einladung auf den Pfarrkonvent Niedersachsen West der SELK in Bleckmar im Januar 2018.

Herrn Pastor Lüder Wilkens, Berlin, danke ich für die Ermutigung, die Vorträge zu veröffentlichen; Herrn Pastor Matthias Krieser, Fürstenwalde, für die Gestaltung des Titelblattes.

Ferner danke ich Frau Bärbel Maus, Stadthagen, für die computergerechte Gestaltung meines Manuskripts.

Wolfenbüttel, im Februar 2018

Werner Führer

DIE SCHRECKEN DES TODES SIND AUF MICH GEFALLEN

Die Wahrnehmung des Todes bei Tolstoj, Heidegger und in Psalmen

1.

Im Jahr 1869 übernachtete Leo Tolstoj während einer Reise in einem Gasthof. Sein Roman *Krieg und Frieden*, ein monumentales episches Werk, an dem er mehr als ein halbes Jahrzehnt gearbeitet hatte und durch das er den Gipfel der Weltliteratur erklimmen sollte, war abgeschlossen. Tolstoj stand in der Mitte seines Lebens und auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Weit davon entfernt, ein ängstlicher Mensch zu sein, fand er in jener Nacht aber nicht in den Schlaf. Ein unsägliches Grauen, für das es keinen äußeren Anlass gab, überfiel ihn. In einem Brief an seine Frau hat er dieses Grauen geschildert: „Vor wem fürchte ich mich eigentlich? – ‚Vor mir‘, antwortete unüberhörbar die Stimme des Todes. ‚Ich bin da.‘ Ein Frostschauer überlief mich. Ja, mir bangte vor dem Tode. Er wird kommen, er ist da – und er sollte nicht sein! Mein ganzes Wesen empfand das Bedürfnis zu leben – und zugleich den Vollzug des Todes. Die rote Flamme der Kerze, ihr langsames Schwinden, der verglimmende Docht – alles sagte mir dasselbe. Es gibt nichts im Leben als nur den Tod – und er sollte nicht sein.“ (L. Tolstoj, Briefe an seine Frau, hg. v. D. Umanskij, Wien 1925, 43 f.)

Das Grauen vor dem Tod, seiner schlechthinnigen Lebensfeindlichkeit, Unvermeidlichkeit und Hässlichkeit, kann jeden Menschen anfallen. Plötzlich ist es da, und man kann sich ihm nicht entziehen. Für die weit überwiegende Mehrheit scheint das freilich nicht zu gelten. Sie bietet alles auf, was ihr Ablenkung verschafft und den Gedanken an den Tod gar nicht erst aufkommen lässt. Sie deckt den Abgrund zu, vor dem sie steht und auf den alle unweigerlich zugehen. Auf den Bahnhöfen herrschte heute großes Gewimmel. Aber alle, die nach den verschiedensten Richtungen hin unterwegs waren, werden einmal nicht mehr da sein. Sie leben dann noch eine Zeitlang im Gedächtnis ihrer Verwandten und Freunde fort, bis auch dieses schließlich ausgelöscht wird. Es bleibt nichts übrig.

Wenn das so ist, könnte dann nicht in der Lebenshaltung, die den Tod ignoriert und verdrängt, Klugheit zum Ausdruck kommen und Wahrheit liegen? Schale Weltklugheit vielleicht, aber Wahrheit und Weisheit gewiss nicht! Darin kommt vielmehr Verzweiflung zum Ausdruck, und zwar eine solche Verzweiflung, die im Verborgenen wirkt, die nicht ins Bewusstsein vordringt und die doch das ganze Leben unter ihr Vorzeichen stellt. Damit ist die Schattenseite unserer Zivilisation angesprochen. Sie ist eine Zivilisation, eine Kultur, die auf uneingestandener Verzweiflung beruht. Das Charakteristikum unserer Zivilisation und Kultur ist, dass sie den Tod marginalisiert und ihn aus der gesellschaftlichen und öffentlichen Wahrnehmung verdrängt. Aber gerade darin erweist sie sich als eine Zivilisation des Todes, nämlich zuinnerst be-

stimmt von der immerwährenden, jedoch unausgesprochenen und darum untergründig wirkenden Furcht vor dem Tod.

Ein Lob auf Tolstoj, der den Schleier der Unwahrheit zerrissen hat, den das Nichtwahrhabenwollen des Todes über das menschliche und gesellschaftliche Leben breitet. Geleitet hat ihn dabei nicht etwa Menschenverachtung, sondern vielmehr die Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die Suche nach der Wahrheit und die sich aus dem Wahrhaftigkeitsgebot ergebende Pflicht, sie ungeschminkt darzustellen, sind die Antriebe seines literarischen Gestaltungsstrebens gewesen. Das Grauen, das die existentielle Wahrnehmung des Todes 1869 bei ihm hervorgerufen hat, findet sich in seinem gesamten Werk. Es wird nicht immer so unverblümt ausgesprochen, aber es steht immer im Hintergrund. Ist die Wahrnehmung des Todes für ihn doch die grundlegende und zugleich zutiefst verunsichernde, erschütternde Grenzerfahrung der menschlichen Existenz.

Mit einigen Zitaten aus seinem Werk kann vor Augen geführt werden, wie Tolstoj das Sterben und den Tod literarisch dargestellt hat. Zunächst aus *Krieg und Frieden*. Anlässlich eines sich recht lang hinziehenden Sterbens kommt ein an dem Todeslager Ausharrender zu der Einsicht: „Alles ist mit dem Tode zu Ende, alles. Der Tod ist etwas Entsetzliches.“ (L. Tolstoj, *Krieg und Frieden*. Aus dem Russischen von W. Bergengrün. Mit einem Nachwort von H. Böll, München⁶2002, 113.)

Das ist eine banale Einsicht, aber sie ist bei ihm zum existentiellen Widerfahrnis geworden. Der

Dichter sagt das mit zwei Worten: „Er weinte.“ (Ebd.) Was es bedeutet, dass mit dem Tod alles zu Ende ist, wird an anderer Stelle des Romans herausgestellt: „... Noch einen Augenblick, und ich sehe diese Sonne, dieses Wasser, diese Schlucht nie wieder ...“ (aaO., 191). Das ist die eine Seite, die andere ist: Ich selbst werde nie wieder wahrgenommen. Denn, schreibt Tolstoj, „plötzlich verschwindet dieser Mensch dort im Nirgendwo ...“ (aaO., 512).

In seinem Roman *Anna Karenina*, erschienen zwischen 1875-1877, literarisch und kompositorisch vielleicht noch vorzüglicher als *Krieg und Frieden*, lässt Tolstoj einen Sterbenden offen aussprechen, angesichts des Todes sei alles ganz und gar nichtig: „Wenn du einmal begriffen hast, dass du heute oder morgen sterben kannst und nichts von dir übrigbleibt, dann wird alles bedeutungslos.“ (L. Tolstoj, *Anna Karenina*. Aus dem Russischen von F. Ottow. Mit einem Nachwort von J. R. Döring-Smirnov, München ¹⁰1994, 454.) Konstantin Lewin, eine der Hauptgestalten des Romans, hat der Dichter feststellen lassen, was ihn selbst mit Entsetzen erfüllt: „Weshalb plagt sich die alte Matrjona so ab ...?“ (aaO., 945). „... wenn nicht heute oder morgen, so begräbt man sie vielleicht in zehn Jahren, und es wird von ihr (nichts) übrigbleiben ...“ (aaO., 946). Und: „Dieses Pferd wird man genau so verscharren wie den Handlanger Fjodor mit seinem Krausbart ... Und vor allem – nicht nur sie alle werden verscharrt werden, sondern auch ich, und keine Spur wird von mir übrigbleiben.“ (Ebd.)

Keine Spur? Tolstoj war zu diesem Zeitpunkt doch schon berühmt. Aber menschlichen Ruhm, ob er auf militärischen Erfolgen beruhte wie bei Napoleon oder auf künstlerischen und literarischen, hielt er für nichtig. Den Nobelpreis der Literatur hat er abgelehnt. Zwar wird es ihm wie allen Menschen geschmeichelt haben, wenn er Anerkennung fand. Aber er war dem „Realismus der Wahrheit“ (Martin Doerne) verpflichtet. Ihm war bewusst, dass aus der Anerkennung, die einem Werk zuteil wird, nicht auf das Fortbestehen der Person als Individuum geschlossen werden kann. Wenn dieses stirbt, ist es endgültig und unwiederbringlich aus mit ihm.

Der Nachruf und der Nachruhm, den heute das Fernsehen einem verstorbenen Prominenten bereitet, lässt diesen selbst unberührt. Bei solchen Gelegenheiten pflegt man den Eindruck zu erwecken, er werde immer unvergessen bleiben. Aber er ist tot. Diese Versicherung erreicht ihn nicht mehr. Wozu dient sie? Zunächst wohl zu einer aufrichtig gemeinten Ehrung der Lebensleistung des Verstorbenen. Aber diese Ehrung steht im Rahmen eines Programms, das durch seichte Unterhaltung, aggressive Werbung, Sport, Sex and Crime in endlosen Serien ausgefüllt wird. Infolge der Grundentscheidung der Massenmedien, alles als Unterhaltung zu präsentieren, wird der Tod als Teil des Lebens dargestellt, obwohl er dessen unwiderrufliches Ende ist. Kurz, er wird auf wahrheitswidrige Weise verharmlost. Er wird zum Bestandteil des in der Gesellschaft herrschenden Geschwätzes, durch das diese sich der Einsicht in die übermächtige Gewalt des Todes zu entziehen sucht.

In der Novelle *Der Tod des Iwan Iljitsch* (1886) hat Tolstoj meisterhaft dargestellt, wie die existentielle Wahrnehmung des Todes unter Geschwätz begraben wird. Iwan Iljitsch, Landgerichtsrat in der russischen Provinz, ist an einem Krebsleiden erkrankt. Es stellt sich als unheilbar heraus. Seine Kollegen, die Ärzte, die Familie und der orthodoxe Priester, der ihm das Sterbesakrament reicht, wissen das. Aber alle verhalten sich so, als wären sie stillschweigend übereingekommen, die Wahrheit nicht an sich und den Sterbenden heranzulassen. Davon wird zuletzt auch der Kranke selbst erfasst. Er weiß, dass er sterben wird, aber er tut so, als handle es sich nur um eine vorübergehende Unannehmlichkeit. Doch das Kartenhaus bricht zusammen: Er stirbt – qualvoll.

2.

Der Philosoph Martin Heidegger hat sich in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit*, erschienen 1927, ausdrücklich auf Tolstojs Novelle bezogen. Er sieht in ihr „das Phänomen der Erschütterung und des Zusammenbruchs dieses ‚man stirbt‘ dargestellt“ (M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen ¹¹1967, § 51, S. 254, Anm. 1). Das „man“ ist – so Heidegger – „das Selbst der Alltäglichkeit“, ... „das sich in der öffentlichen Ausgelegtheit – wir würden sagen: in der öffentlichen Meinung – konstituiert, die sich im Gerede ausspricht“ (aaO., 252). „Die Öffentlichkeit des alltäglichen Miteinander ‚kennt‘ den Tod als ständig vorkommendes Begegnis, als ‚Todesfall‘“ (ebd.). Heidegger stellt in seiner Analyse heraus: „Das Sterben,

das wesentlich unvertretbar das meine ist, wird in ein öffentlich vorkommendes Ereignis verkehrt, das dem Man begegnet“ (aaO., 253). Darin liegt ein verdeckendes Ausweichen vor dem Tod. Dadurch besorgt die Alltäglichkeit, die sich in dem anonymen Man Ausdruck verschafft, also im Gerede, „eine ständige Beruhigung über den Tod“ (ebd.). Das anonyme und anonymisierende Man „lässt den Mut zur Angst vor dem Tode nicht aufkommen“ (aaO., 254). Der Philosoph interpretiert das – in der ihm eigenen Kunstsprache – so: „Das alltägliche Sein zum Tode ist ... eine ständige Flucht vor ihm. Das Sein zum Ende hat (in der Alltäglichkeit, im öffentlichen Gerede) den Modus des umdeutenden, uneigentlich verstehenden und verhüllenden Ausweichens vor ihm.“ (Ebd.)

Was ist der Tod? Biologisch ist der Tod der Stillstand aller Lebensfunktionen bei Menschen, Tieren und Pflanzen. Was bedeutet das für das Sein des Menschen? Die ontologische Problematik des Todes ist dadurch gegeben, dass das unwiederbringliche Zu-Ende-Sein des Lebens vom Menschen nur an dem Tod anderer Menschen wahrnehmbar ist, dass aber diese Wahrnehmung dazu nötigt, sich in ein Verhältnis zu dem zwar noch ausstehenden, aber gewiss bevorstehenden eigenen Tod zu setzen. Diese Wahrnehmung ist so tief erschütternd, dass wir Menschen sie kaum ertragen können. Sie führt mir nämlich unverblümt und unwiderleglich vor Augen: Ich bin es, der sterben wird, unvertretbar ich selbst. Einmal werde ich nicht mehr sein. Ich bin wie alle Menschen der vernichtenden Gewalt des Todes unterworfen. Wird der Tod als der wahrgenommen, der er ist, er-

scheint er als der schreckenerregende Feind ohne-gleichen. Als solchen müssen wir ihn auch wahr-nehmen! Wer diesen Feind verniedlicht, steht ihm gegenüber von vornherein auf verlorenem Posten.

Die Verniedlichung des Todes, zu der auch und vor allem das Nichtwahrhabenwollen des Todes gehört, bestimmt den Alltag in unserer heutigen Zivilisation. Die Wahrnehmung des Todes bei anderen Menschen birgt ja stets die Gefahr in sich, den Tod zu verharmlosen und ihn zu einem Tagesereignis neben anderen Tagesnachrichten herabzustoßen. So kann gerade das Gerede über den Tod zum Mittel werden, der existentiellen Wahrnehmung des Todes vorzubeugen. Dadurch entsteht eine Atmosphäre der Unwahrhaftigkeit, in der wiederum Lebenslügen und Gesellschaftslügen gedeihen.

Nicht erst in unserer heutigen westlichen Zivilisation, schon in dem von der griechisch-russischen Orthodoxie bestimmten zaristischen Russland haben sich Juristen, Ärzte und selbst Priester angesichts des Todes in ein Netz der Lüge einspinnen lassen. In Tolstojs Novelle reicht der Priester das Sterbesakrament, beteiligt sich aber zugleich an der allgemeinen Heuchelei gegenüber dem Sterbenden. Das heißt: er gebraucht religiöse Mittel, um Religion als Religion gar nicht erst aufkommen lassen zu müssen. Denn Religion, die diesen Namen verdient, schließt ein, der Unvermeidlichkeit und Furchtbarkeit des Todes ins Auge zu sehen. Wenn sie dazu nicht den Mut gibt und das nicht vermag, gehört sie zu den zahlreichen Ausflüchten, Schönfärbereien und Selbsttröstungen,

mit denen Menschen sich den Tod erträglich zu machen suchen.

Aus dem bloßen Gerede über den Tod, durch das man sich in Wahrheit vor dem Tod abschirmt, können nicht nur Lebenslügen in Familien und Berufsgruppen, wie sie Tolstoj darstellt, sondern auch Gesellschaftslügen entstehen, die das allgemeine Lebensgefühl und die Tagespolitik bestimmen. Ein Beispiel dafür ist der Fortschrittsglaube. Haben frühere Zeitalter den Sterbenden mit der Versicherung getröstet, er lebe in seinen Nachkommen fort, so geht seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts von einem diffusen Fortschrittsglauben die allgemeine Überzeugung aus, die Menschheit stehe in einer Bewegung des steten Fortschritts, an der jeder Anteil habe. Das mag nun so sein oder nicht, für die Sterbenden und Toten hat es keine Bedeutung. Sie sind davon ausgeschlossen, und zwar für immer. Es soll nichts gegen den Fortschrittsgedanken als solchen gesagt werden, sondern vielmehr dagegen, dies aber mit Entschiedenheit, dass der Fortschrittsglaube in breiten Schichten den Gottesglauben verdrängt hat und an die Stelle getreten ist, die nach dem ersten Gebot allein Gott zukommt.

Das Lebensgefühl der heutigen Menschen wird vor allem von dem Medium Fernsehen vermittelt. Das Fernsehen ist prinzipiell auf einen optimistischen Grundton gestimmt, der die Fiktion erweckt, es werde doch schließlich alles gut. Zwar gebe es immer wieder Rückschläge, aber am Ende werde alles gut. Dieses Grundmuster liegt den Filmen zugrunde. Es gilt für jeden Werbespot. Die Creme, die eine Frau aufträgt, macht aus dem verrunzelten

Gesicht nicht nur ein faltenloses, sondern macht sie im Werbefilm wunschlos glücklich. Das Getränk, das angepriesen wird, löscht nicht nur den Durst, sondern lässt die Gesichter in grenzenlosem Wohlbefinden erstrahlen. Die grenzenlose Wohlbefindlichkeit, die von den Fernsehanstalten auf den Bildschirm gezaubert wird, wirkt wie ein Narkotikum, das in die beste aller Welten versetzt und die Sehnsucht nach einer Welt jenseits dieser Welt von vornherein nicht aufkommen lässt. Zwar kommen Tote in den Krimiserien en masse vor, aber nicht als tote Menschen, deren Einmaligkeit und Unersetzbarkeit ins Bewusstsein gehoben wird, sondern als Spannungsauslöser. Der Herr Kommissar oder die Frau Kommissarin löst schließlich den Fall. Am Ende siegt die Gerechtigkeit. Es wird alles gut. Diese fernsehgerechte Trivialisierung des diffusen Fortschrittsglaubens aus dem 19. Jahrhundert spiegelt die Verlogenheit wider, in der und mit der sich unsere Zivilisation ihre todvergessenen Scheinwelten erbaut.

Aber dagegen ist grundsätzlich einzuwenden: Nichts wird gut. Denn am Ende steht der Tod. Tolstoj und Heidegger sind im Recht. Die Toten haben weder Interesse noch Anteil an dieser Scheinwelt. Dieser Einwand wirkt – das ist mir bewusst – wie eine Kinderhand, die sich einer heranstürzenden schmutzigen Flut entgegenstemmt. Gleichwohl muss er erhoben werden.

Mit diesem Einwand soll dem Bemühen Ausdruck gegeben werden, den Tod als Tod in den Blick zu bekommen und die Wahrnehmung des Todes von der Deutung des Todes zu unterscheiden

und zunächst zu trennen. Diese Trennung kann Befremden hervorrufen, aber größer als das Befremden ist die Klarheit, die sie bringt. Sie rückt uns nämlich ins Bewusstsein, dass uns der Tod in unserer Gesellschaft immer bereits als gedeuteter Tod begegnet. In der Deutung ist aber zuallermeist eine Abschwächung seiner ihm eigentümlichen Gewalt enthalten. Die vernichtende Gewalt des Todes kann durch gutgemeinte Sinndeutungen des Todes kleingeredet und sogar schöngeredet werden.

So gewiss das leider auch in der Kirche vorkommt, so gewiss ist es, dass sich die Kirche daran nicht beteiligen sollte. Denn es ist unbiblisch. Aus der Bibel haben wir immer wieder neu zu lernen, wie über den Tod geredet werden muss.

3.

Vom Tod ist in der Bibel in den verschiedensten Zusammenhängen und Bezügen die Rede. Vom Grauen und der Angst, den der Tod und die Todesgefahr auslöst, redet zum Beispiel Psalm 55, 5-6: „Mein Herz ängstet sich in meinem Inneren, und die Schrecken des Todes sind auf mich gefallen. Furcht und Zittern kommt über mich, und Grauen hat mich überfallen.“

Nicht überall und nirgends – in *meinem* Herzen breitet sich die Angst aus: Mein Herz „windet sich“ vor Angst in meinem Inneren. Doch diese Angst kommt nicht aus meinem Inneren, sie „fällt“ vielmehr – wie eine schwere Last – „auf mich“. Der Urheber ist der Tod selbst und die Schrecken, die er auslöst. Die Todesängste erfassen den Menschen

ganz, bis ins Körperliche hinein: „Furcht und Zittern kommt über mich“. Ich finde mich, der ich von meiner Selbstbeherrschung überzeugt war, unversehens in einen Zustand unkontrollierbarer Verzagtheit versetzt. Diese besteht im Grauen, das die Todesfurcht über mich gebracht hat; in einem Entsetzen, das Schauer in mir hervorruft. Dieses Grauen kann einen unvermittelt überfallen, wie es Tolstoj geschildert hat, oder aus Anlass äußerer Bedrängnis aufkommen, wie sie in Psalm 55 vorausgesetzt wird.

Mit etwas anderer Akzentuierung heißt es in Psalm 116, 3: „Mich umfingen die Stricke des Todes, und Schrecken des Totenreichs befielen mich.“

Nicht nur die Menschheit im allgemeinen, *mich* nimmt der Tod in seinen Bann. „Stricke des Todes“ umfassen mich – wie ein Lasso. Es ist dem Tod gelungen, mich zu umstellen. Gegenüber seiner Übermacht erweisen sich Fluchtreflexe als kindisch. Die Sicherheit, die mein Leben umgibt, stellt sich als bodenlos heraus. Das Herz lernt durchzubuchstabieren, was es in seiner Leichtfertigkeit missachtet hat. Es muss wahrnehmen, dass der Mensch dem Machtbereich des Todes unentrinnbar ausgeliefert ist. Die *Schéōl*, wie das Totenreich im Hebräischen bezeichnet wird, greift mit ihren „Schrecken“ nach mir. Gelehrte Abhandlungen über den Begriff der Angst oder der Verzweiflung muss man nicht mehr studieren, es sei denn als Sekundärliteratur; denn man erfährt die Angst im Zentrum der eigenen Person. Heroische Gesten bieten so wenig Zuflucht wie Albernheiten. Sie

verdecken nur die Tiefe der Not. Alles, was Leben heißt, steht unter der Todesangst.

Der bekannteste Psalm, in dem der Tod thematisiert wird, ist Psalm 90. Vers 3a steht geschrieben: „Zurückkehren lässt du den Menschen zum Staub.“

Das ganze Elend des Menschengeschlechts ist damit auf den Punkt gebracht: Generation nach Generation vergeht und wird zu Staub. Alles, auch der Jahrmilliarden alte Kosmos, ist der Vergänglichkeit unterworfen. Nichts bietet einen Halt. Die Suche danach ist von vornherein vergeblich. Wehmut greift nach dem Herzen.

Aber der Psalm ist ganz unsentimental. Der gesamten Antike, der altorientalischen ebenso wie der griechisch-römischen, war die Vergänglichkeit allen Lebens und das Naturgesetz des Werdens und Vergehens vertraut. Man wusste ergreifend davon zu reden. Auch Goethe konnte es meisterhaft darstellen. Aber für den Psalmisten stellt das Naturgesetz nicht die letzte Ursache dar. In der Rückkehr zum Staub, die allem Lebenden auferlegt ist, sieht er vielmehr Gottes Verfügung sich auswirken. Diese Verfügung ist Gottes Wort an den Menschen, nach seinem – unbegreiflichen – Abfall von Gott: „Du bist Staub und sollst zum Staub zurückkehren“, wie 1. Mose 3, 19 wörtlich zu übersetzen ist.

Psalm 90 stimmt sachlich mit der Schöpfungs- und Sündenfallgeschichte überein. In Vers 7 wird festgestellt: „Wir schwinden dahin durch deinen Zorn ...“ Worauf Gottes Zorn beruht, geht aus Vers 8 hervor: „Hingestellt hast du vor dich unsere Sünden ...“

Der Urheber der Vergänglichkeit des Menschen ist der Schöpfer selbst, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag (Psalm 90, 4). Im Zorn Gottes wird die Zurückweisung des Menschen manifest, der sein wollte wie Gott (1. Mose 3, 5. 22). Gott wirft ihn auf sein ursprüngliches Element zurück: „Du bist Staub und sollst zum Staub zurückkehren“ (1. Mose 3, 19). Das Rätsel des Menschen liegt in seiner Sünde beschlossen.

Doch davon will der Mensch nichts wissen. Psalm 90, 11 wird die Frage gestellt: „Wer erkennt die Macht deines Zornes ...?“ Die Menschheit verkennt ihre Lage. Sie glaubt nicht, dass sie von Gott dahingegeben ist, obwohl sie es an der Vergänglichkeit und Eitelkeit des Lebens wahrnehmen kann. Sie verbirgt sich ihren wirklichen Zustand vor sich selbst. Dass sie auf einer Rolltreppe steht, die in das Nichts führt, nimmt sie nicht wahr. Sie kann es sich schlimmstenfalls sogar als Aufwärtstrend umdeuten. Sie baut sich eine Scheinwelt auf, in der Sünde und Tod nicht mehr vorkommen. Das ist unsere heutige Welt, obwohl sie von Sünde und Tod beherrscht wird wie alle Zeiten davor. Die Menschheit existiert in einem Zustand der permanenten Selbsttäuschung. Das ist in höchstem Maße befremdlich, aber es ist wahr. Martin Luther hat in seiner Vorlesung über Psalm 90 ausgeführt, das Menschengeschlecht erkenne weder Gott noch sich selbst; es verstehe auch das Unglück nicht, das es fühlt und erleidet (WA 40 III, 484, 7 ff.). „Es weiß weder, woher es kommt, noch, wohin es zielt, noch, was es eigentlich ist und in sich hat. So tief ist das Elend.“ (WA 40 III, 485, 1 f. Aus dem La-

teinischen übersetzt.) Bei der Auslegung von Vers 11 kommt der Reformator zu dem Schluss, das Menschengeschlecht sei völlig abgestumpft – so sehr, dass keine Eloquenz ausreiche, diese Stumpfheit begreiflich zu machen (WA 40 III, 567, 1 ff.).

„Darum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn, wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz“ (Psalm 90, 9). Das Menschengeschlecht ist von Gott dahingegeben – nicht etwa unter Gottes Liebe, sondern unter Gottes Zorn. Die seichte Christlichkeit, wie sie von der „Kirche“, die Gottes Zorn verschweigt, repräsentiert wird, kann sich nicht auf Luther berufen. Sie ist unbiblisch und unreformatorisch. Sie verfehlt die menschliche Wirklichkeit, die von dem Verfallensein an den Tod geprägt ist. Eine solche „Kirche“ wirkt deshalb auch nicht wirklich als Korrektiv gegen die Verdrängung des Todes in unserer Gesellschaft. Sie liefert der Gesellschaft eher einen Vorwand, sich mit dem Tod nicht näher befassen zu müssen.

Gegen diesen Trend ist mit Psalm 90, 12 neu zu lernen: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen ...“ Der Psalmist will keinen düsteren Pessimismus heraufführen. Er wendet sich an Gott mit der Bitte um ein weises Herz. Zur Weisheit gehört unabdingbar die Einsicht in die Begrenztheit des menschlichen Lebens. Weisheit macht jedoch nicht schon die Einsicht in die Begrenztheit, sondern vielmehr erst diese Einsicht in ihrer Bezogenheit auf Gott.

4.

Die wichtigsten Aspekte möchte ich zum Schluss stichwortartig hervorheben:

1. Alle wissen es, nur wenige bedenken es, dass der Tod unermessliche Macht hat. Er verschlingt alles Lebende. Der Tod ist ein schrecken-erregender Feind. Alle Menschen sind ihm unterworfen.

2. Der Tod ruft grenzenloses Grauen hervor. Dieses Grauen kann einen unversehens überfallen. Es kann auch angesichts eines schweren Unfalls oder einer zermürbenden Krankheit aufkommen. Alles, was Leben heißt, steht unter der Todesangst.

3. Das Grauen vor dem Tod ist menschlich. Tolstoj hat es literarisch großartig darzustellen gewusst. Das gilt auch für andere Literaten, aber Tolstoj ist wohl doch unerreicht geblieben. Der Philosoph Martin Heidegger hat ausdrücklich von dem Mut zur Angst vor dem Tod gesprochen. Die Psalmen sagen unverblümt, wie schrecken-erregend der Tod ist. Angst vor dem Tod haben alle Menschen. Es ist nicht christlich, sie zu bagatellisieren.

4. Wenn es wahr ist, dass das ganze Leben unter der Todesangst steht, dann leben wir in einer Gesellschaft, die sich gegen diese Wahrheit sperrt und der jede Ablenkung recht ist, die sie von der bewussten Wahrnehmung der Furchtbarkeit und Gewalt des Todes fernhält. Aber die unsere Zivilisation bestimmende Tabuisierung des Todes macht sie insofern zu einer Zivilisation des Todes, als diese Tabuisierung auf uneingestandener Verzweiflung beruht, in der die Furcht vor dem Tod unter-

gründig im ganzen Leben zur Auswirkung kommt. Das öffentliche Gerede über den Tod stellt unter diesem Vorzeichen eine Form des verdeckenden Ausweichens vor ihm dar.

5. Die eigentliche Tiefendimension des Todes wird erst durch das Wort Gottes der Heiligen Schrift enthüllt: Gott selbst ist es, der den Tod verfügt, der ihm die Macht über den von ihm abgefallenen Menschen eingeräumt hat. Das wird im Alten Testament ausgesprochen. Was es unter neutestamentlicher Perspektive einschließt, das wird in den folgenden Vorträgen zu entfalten sein. Hier ist festzuhalten: Der Glaube führt nicht etwa zu einer Verharmlosung, sondern vielmehr zu einer Verschärfung und letzten Zuspitzung der Todesfrage. Die Antwort, die der christliche Glaube darauf gibt, ist jedoch nicht aus der Angst vor dem Tod geboren worden, sondern sie beruht auf Gottes schöpferischem Handeln, nämlich auf der Auferweckung des gekreuzigten, toten und begrabenen Jesus Christus.

6. Die eigentliche Not des Menschen, wie sie sich in der Todesfrage zuspitzt, droht in der heutigen Seelsorge unter kirchlicher Routine verdeckt zu werden. Aber Christen dürfen sich nicht an der Tabuisierung des Todes beteiligen, schließt diese doch die Entwertung des Todes Jesu Christi ein. Die Angst vor dem Tod muss man nicht herbeireden oder gar – etwa in Talkshows – mit ihr kokettieren. Sie kommt von selbst – vielmehr sie ist untergründig immer schon da. Wenn das aber so ist, dann dürfen und müssen wir offen darüber reden. Das heißt jedoch nicht, die Todesangst durch eine billige Jenseitsvorstellung zu bagatellisieren,

um sie gar nicht erst wirklich aufkommen zu lassen. Dadurch beteiligen sich Christen, ohne dass sie es vielleicht wollen und wissen, an der Tabuisierung des Todes in unserer Gesellschaft. Christlich darüber reden erfolgt vielmehr unter der Voraussetzung: An dem gekreuzigten, gestorbenen und begrabenen Jesus Christus die Macht des Todes sowie der Sünde, die zum Tode Christi geführt hat, wahrzunehmen.

In der Handreichung der VELKD „Du bist mir täglich nahe ... Sterben, Tod, Bestattung, Trauer“ (Hannover 2006) ist die Christologie dagegen an den Rand gedrängt und der Tod als Vollendung verharmlost worden. Das „ist absolut unchristlich“ (R. Slenczka, Ziel und Ende, Neuendettelsau 2008, 249 f., Anm. 168).

Die Wahrnehmung des Todes im Hören auf Gottes Wort führt in das Zentrum des Glaubens. Sie gibt zu erkennen und lehrt zu ermessen, was es bedeutet und umfasst, dass Christus am dritten Tage von den Toten auferstanden ist. In dieser unvergleichlichen Machttat Gottes, nicht in menschlichen Gedanken über den Tod, gründet die Überwindung der Todesangst. Denn durch die Auferstehung Jesu Christi ist die Gewalt des Todes ein für allemal gebrochen worden.

(Berlin, 20. 11. 2016)

EUCH IST HEUTE DER HEILAND GEBOREN

Ursprung und Geburt Jesu Christi

Ausführlicher als die anderen Evangelisten hat Lukas der Darstellung von dem Ursprung und der Geburt Jesu Christi in seinem Evangelium Raum gegeben. Die Erzählungen in Lk 1, 5 – 2, 52 bilden in ihrer Zusammengehörigkeit die Ursprungs- und Geburtsgeschichte des Messias, des Christus Jesus. Mit der Erzählung von der Ankündigung der Geburt Jesu gibt Lukas in 1, 26-38 Auskunft auf die Frage nach dem Ursprung Jesu. In der Weihnachtsgeschichte 2, 1-20 schildert er dessen Geburt. Auf beide muss eingegangen werden. Es soll aber nicht ein allgemeiner Überblick gegeben, sondern es soll die Sache selbst herausgestellt werden. Das kann nur in der Konzentration auf ausgewählte Verse geschehen.

1.

Lk 1, 30-35 steht geschrieben:

- 30a „Und der Engel sprach zu ihr:
 - b Fürchte dich nicht, Maria,
 - c denn du hast Gnade bei Gott gefunden.
- 31a Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären,
 - b und du sollst ihm den Namen Jesus geben.
- 32a Dieser wird groß sein
 - b und Sohn des Höchsten genannt werden,

- c und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben,
- 33a und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit,
- b und sein Reich wird kein Ende haben.
- 34 Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß?
- 35a Der Engel antwortete und sprach zu ihr:
 - b Der Heilige Geist wird über dich kommen,
 - c und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten;
 - d eben deshalb wird auch des Kind heilig genannt werden: Sohn Gottes.“

Gott wird initiativ. Nicht ein erdachter Gott, sondern der *eine* Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, also der Schöpfer, der durch sein Schaffen qualitativ von allem Geschaffenen unterschieden ist. Ihm gehören alle Völker, aber näher erschlossen hat er sich allein dem Volk Israel. Er greift ein und setzt in seiner Freiheit und Souveränität etwas Neues. Das, was nun Ereignis wird, fügt sich in die Geschichte ein, ist aus ihr aber nicht ableitbar.

Für das von dem unsichtbaren Gott verfügte Eingreifen in die sichtbare Welt figuriert der Engel. Der Engel? Ja. Er ist keine Phantasiefigur des Lukas. Nach Hebr 1, 14 sind Engel „dienstbare Geister“. Sie treten bei zentralen heilsgeschichtlichen Begebenheiten in Erscheinung: Bei der Berufung des Mose (2. Mose 3, 2 ff.), Gideons (Ri 5, 20) oder des Propheten Jesaja (Jes 6) – und nun hier bei der Ankündigung der Geburt des verheißenen Mes-

sias und dann wieder bei der Geburt selbst. Der Engel tritt unerwartet und unvermittelt auf den Plan. Mehr wird nicht gesagt, dies aber ausdrücklich. Von Bedeutung ist nicht die Erscheinungsweise, sondern die Botschaft, die er von Gott bringt.

Die Verkündigung an Maria enthält die Verheißung der Geburt eines Sohnes, die Festlegung seines Namens und die Eröffnung seiner Bedeutung. Die unvergleichliche Bedeutung des Sohnes wird in den Versen 32 und 33 mit fünf Aussagen näher bestimmt. Die beiden ersten Aussagen beziehen sich auf das Sein des Sohnes und enthüllen sein Wesen. Zunächst wird seine einzigartige Stellung hervorgehoben: „Dieser wird groß sein“ (32a). Seine Größe hat ihren Grund darin, dass er der „Sohn des Höchsten“ (32b) ist. Der „Höchste“ ist eine alttestamentliche Gottesbezeichnung, der Eigenname des Einen Gottes. Ausgesagt wird: Jesus ist der Sohn des Höchsten, also des Einen Gottes, von seinem Ursprung in Gott her. Seine Gottessohnschaft beruht nicht auf Ernennung oder Adoption. Die alttestamentlich-jüdische Tradition, dass Gott den König Israels zum Sohn adoptiert, ist im Urchristentum nicht auf das Sein, sondern auf die Funktion Jesu bezogen worden. Hier in Lk 1, 32 liegt eine Seinsaussage vor: Jesus ist „Sohn des Höchsten“. Er steht also nicht nur in einer besonderen Beziehung zu Gott, vielmehr ist er Gott gleich und mit ihm eins – und ist doch als die Person, deren Geburt angekündigt wird, zugleich von Gott unterschieden.

Die auf die Seinsaussagen folgenden drei Sätze umreißen die Sendung, das Amt und die Funktion

des Sohnes (32c. 33a.b). Maria erhält die Zusage, Jesus werde der seit langem in Israel erwartete Erbe des Thrones Davids und als Nachkomme Davids der legitime Herrscher über das Gottesvolk sein. Jesus wird eine Herrschaft heraufführen, welche die Davids weit übertrifft. Sie ist von anderer Art. Sie vergeht nicht. Sie ist keine Episode; denn „sein Reich wird kein Ende haben“ (33b). Jesus wird als Sohn des Höchsten seine königlich-messianische Funktion wahrnehmen. Er wird jedoch nicht zum Sohn des Höchsten durch die Ausübung seines Amtes. Das ist er vielmehr vom Ursprung her.

Der Ursprung Jesu ist Gegenstand des bedeutungsschweren Verses 35. Dieser wird eingeleitet mit dem Satz: „Der Engel antwortete und sprach zu ihr“ (35a). Damit wird nachdrücklich unterstrichen: Subjekt der Erschließung und Enthüllung des Ursprungs Jesu Christi ist Gott, der Engel Gottes. Durch diese Angabe wird die Mitteilung an Maria als Offenbarungswort qualifiziert, das *Gott* ihr überbringen lässt (1, 26 f.). Sie erhält also nicht eine beliebig deutbare Auskunft über den Ursprung Jesu Christi, sondern ein unzweideutiges Offenbarungswort, das von Gott autorisiert ist und von seinem Boten übermittelt wird.

Das Offenbarungswort besteht aus einem synonymen Parallelismus membrorum, das heißt aus zwei Satzgliedern, die inhaltlich dasselbe sagen, aber mit unterschiedlicher Akzentuierung. Das erste Satzglied, theologisch die Spitzenaussage der Ursprungs- und Geburtsgeschichte, lautet: „Der Heilige Geist wird über dich kommen“ (35b). Gott, der mit Gott eins seiende Geist, also nicht ein

geschöpflicher Geist, sondern der Schöpfergeist, ist der Initiator und der unmittelbare – und nicht nur der mittelbare – Herr des Geschehens, das mit der Geburt Jesu Ereignis wird. Er, der Geist Gottes, ohne den nicht wäre, was ist, setzt mit seiner Allmacht etwas Neues – inmitten der geschöpflichen Welt, ohne dass es von ihr hervorgebracht worden wäre oder hervorgebracht werden könnte. Er „wird kommen“ – nicht allgemein, sondern ganz konkret; nicht irgendwann, sondern zur Zeitenwende; nicht überall, sondern hier in dem abgelegenen Nazareth; nicht über alle, sondern „über dich“, Maria, kündigt der Engel an. Gottes Geist wird ins Dasein setzen, was die Möglichkeiten des Menschengeschlechts übersteigt, nämlich den verheißenen Sohn, der den Namen Jesus erhalten soll. Sein Ursprung liegt in Gott selbst. Seine Empfängnis wird von Gottes heiligem Geist gewirkt.

In der Parallelaussage des Verses steht „Kraft des Höchsten“ für den Heiligen Geist. Gemeint ist in beiden Zeilen der Eine Gott, dessen Handeln schöpferisch, unwiderstehlich, kraftvoll, heilig und beispieillos ist. Es vollzieht sich hier im Stillen und Verborgenen: Gott „überschattet“. Dieses Verb findet sich auch 2. Mose 40, 34 f. LXX: „Da bedeckte die Wolke die Stiftshütte, und die Herrlichkeit des HERRN erfüllte die Wohnung. Und Mose konnte nicht in die Stiftshütte hineingehen, weil die Wolke sie überschattete und die Herrlichkeit des HERRN die Wohnung erfüllte.“ Maria wird also widerfahren, was einst in der Stiftshütte, dem Modell des Jerusalemer Tempels, Ereignis geworden war: Gottes Gegenwart wird sie überschatten. Mit-

hin ist nicht von einem Zeugungsvorgang die Rede, auch nicht in verhüllter Form. Vielmehr wird ausgesagt: Gott wird mit und in seinem heiligen Geist gegenwärtig und in Jesus Wohnung unter uns nehmen. Vermöge seiner Allmacht wird in Maria das Leben des angekündigten Sohnes entstehen, in dem Gott und Mensch eine nie dagewesene, einzigartige Verbindung eingehen.

Am Schluss des Verses 35 wird die Benennung und Bewertung Jesu herausgestellt. Es werden nicht Superlative genannt, sondern die Eigenschaft und der Titel, die angemessen sind: „eben deshalb wird auch das Kind heilig genannt werden: Sohn Gottes“ (35d). Das Kind heißt heilig; denn es gehört Gott (Lk 2, 23; s. a. Jes 4, 3). Es wird *vor* allem Geschöpflichen auf Gott bezogen sein, dessen Name heilig ist (Lk 1, 49). Es wird aus dieser Beziehung zu Gott in ungeteilter Liebe zu ihm leben. Das, was unter uns Menschen das Normale sein sollte (s. 5. Mose 6, 5; Lk 10, 27), ist indessen das, was kein Mensch aus sich heraus zu sein vermag und tut. Aber eben das, was die Menschheit aus sich selbst heraus nicht zu sein und zu tun imstande ist, das wird bei dem Kind der Maria von Anfang an gegeben sein, weil sein Ursprung in Gott selbst liegt. Denn im Unterschied zu Johannes, der mit dem heiligen Geist erfüllt werden wird (Lk 1, 15), ist Jesus von Geburt an geistgewirkt (35b.c).

Weil das Kind Jesus seinen Ursprung nicht im Geschöpflichen, sondern im Schöpfer hat, weil also Gott selbst in ihm in Erscheinung tritt, verborgen freilich unter der Menschheit und Unscheinbarkeit eines Säuglings, darum ist es Gottes Sohn. Dieser

Titel, der in dem Doppelwerk des Lukas erstmals hier vorkommt, hat im Neuen Testament grundlegende Bedeutung. Inhaltlich ergibt er sich aus der Einzigartigkeit Gottes und der wiederum auf der Einzigkeit Gottes beruhenden Einzigartigkeit der Person Jesu Christi. Dieser hat seinen Ursprung in dem Einen Gott selbst, ist aber zugleich Mensch, geboren von Maria, der Jungfrau.

2.

Die Weihnachtsgeschichte setze ich als bekannt voraus. Sie wird an den folgenden Tagen verlesen. Sie gehört für mich zum Ordinarium des Weihnachtsfestes, das heißt zu dem, was unveränderlich jedes Jahr zu Gehör gebracht werden muss. Alles andere, z.B. wie ich das Fest gestalte, ist dagegen variabel.

Aus der Weihnachtsgeschichte greife ich zwei Verse heraus (Lk 2, 10-11): (10) „Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die dem ganzen Volk widerfahren wird; (11) denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.“

Gott handelt. Er erfüllt die Verheißung. Der Christus wird geboren. Gottes Heilshandeln umfasst das Ereignis der Geburt (2, 6 f.) *und* die Erschließung der Bedeutung dieses Ereignisses im Verkündigungswort des Engels. Mit dem Verkündigungswort des Engels wird auch hier die Deutung des Geschehens gegeben, die auf Gott selbst zu-

rückgeht und in der Kirche allein gültig und verbindlich ist.

Der Zuspruch „Fürchtet euch nicht!“ ist Bestandteil des Evangeliums. Die Begegnung der unsichtbaren mit der sichtbaren Welt mündet für die Hirten deshalb nicht in eine Katastrophe ein, weil mit der Geburt des Christus die Begegnung zwischen Gott und Mensch zum Leben und Heil gewendet ist. Der Zuspruch stellt also eine Vorwegnahme des Evangeliums dar. Deshalb vermag er die Furcht angesichts des unfasslichen Geschehens zum Vertrauen zu wenden.

Nicht eine kleine Freude, sondern „große Freude“ wird verkündigt. Warum? Weil mit der Geburt dieses Kindes die Heilszeit angebrochen ist: Gott ist aus seiner Verborgenheit herausgetreten und hat sich seinem Volk in diesem Kind aufs allerfreundlichste zugewandt. Das weckt lauten Jubel und macht die Freude groß (s. Jes 9, 2).

Die Heilsfreude wird „dem ganzen Volk widerfahren“. Dieses wird von den Hirten repräsentiert. Zur Bestimmung des neugeborenen Kindes gehört es, auch die Heiden zu erleuchten (Lk 2, 32). Lukas weiß aus der Heidenmission, dass alle Völker in Gottes Volk einbezogen werden sollen, so dass auch den Heiden die große Freude über das endzeitliche Heil zuteil wird.

Die Freudenbotschaft beruht nicht auf einem originellen Einfall über Gott. Sie übermittelt keine faszinierende messianische Idee. Sie ist vielmehr eine Vollzugsmeldung. Sie besteht aus der knappen Meldung einer Geburt, die aber alle betrifft, weil sie die Geburt des „Retters“ ist.

Hervorgehoben wird: Christus wurde „geboren“. Er ist nicht erschienen, wie der Engel erschienen ist. Er nahm nicht Wohnung in einem Menschen, die er bei Gefahr auch wieder hätte aufgeben können wie die Halbgötter des antiken Heidentums und die Figuren der Sage. Er hat vielmehr das Menschsein ohne Einschränkung und Vorbehalt angenommen. Durch die Geburt ist Christus ganz auf die Seite der Menschen getreten und teilt ihr Dasein unter der Bedingung der gefallenen Welt.

„Euch ist heute der Heiland geboren.“ Euch Hirten, euch Israeliten, euch Menschen. Nicht erst der Leib und das Blut des auf den Tod am Kreuz zugehenden Jesus wird „für euch gegeben“ (Lk 22, 19) und „für euch vergossen“ (22, 20) – schon seine Geburt ist zum Heil geschehen und trägt die Signatur des „für euch“. Der Grund des Für-euch wird mit der Geburt gelegt. Das Für-euch bildet sich nicht nach und nach heraus. Es beruht nicht auf der Deutung der Jünger. Das Für-euch ist vielmehr für das Geschehen der Menschwerdung konstitutiv und von vornherein in ihm enthalten. Wer es aus der Menschwerdung herausbricht, beraubt diese ihres von Gott gegebenen Sinnes und verfälscht das Evangelium. Er macht Jesus Christus zu etwas, was er nicht war. Er privatisiert ihn.

Zur Wirklichkeit der Menschwerdung gehört, dass Christus zu einem bestimmten Zeitpunkt in die Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz eingetreten ist. Gott hat mit der Geburt Jesu die Verheißung des messianischen Retters erfüllt. Erfüllung schließt ein: Das Entscheidende ist ans Ziel gebracht, das Heute des Heils heraufgeführt. Durch

die Erfüllung wird die Verheißung aber nicht etwa zur Vergangenheit. Sie bestimmt vielmehr die Zukunft. Was geschah, kommt als Verheißung aus der Herrschaft Gottes in Christus auf uns zu und wird uns im Glauben schon hier und jetzt zu eigen.

Wer das Heil heraufführt, ist *sōtēr*, Retter, Heiland. Die Geburt Jesu Christi ist die alles wendende Heilstat Gottes. Er rettet. Wovon? Von den Sünden, heißt es in der Geburtsgeschichte des Matthäus (1, 21). Lukas sagt das hier nicht ausdrücklich, aber er entfaltet es im ganzen Evangelium. Unter Rettung versteht er die Rettung des Menschen aus seiner Verlorenheit vor Gott. Diese Rettung ist das Werk des Heilandes Jesus Christus, für das mit dessen Geburt der Grund gelegt wird.

Der Retter trägt den Namen Jesus und führt die Titel „Christus“ und „Kyrios“. Durch dieses Titel-paar wird seine göttliche Legitimation zum Ausdruck gebracht. Erstmals hier im lukanischen Doppelwerk wird der Hoheitstitel „Christus“ verwendet. Es ist eine grundlegende Stelle. Gemeint ist: Jesus ist als der Christus keine beliebig austauschbare Rettergestalt, sondern der von Gott verheißene Messias, der *eine* Heiland, der das Heil Gottes in der Endzeit heraufführt. Lukas hat vorausgesetzt: Jesus wird nicht durch die Taufe zum Sohn Gottes. Das ist er vielmehr von seinem Ursprung her. Mit der Taufe tritt Jesus aus der Verborgenheit heraus und beginnt in der Öffentlichkeit als Christus zu wirken.

Der andere Hoheitstitel, Kyrios, steht hinter dem Christustitel nicht zurück. Denn Kyrios, Herr, ist in der griechischen Übersetzung des Alten Tes-

taments, der Septuaginta (LXX), der Eine Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat (Apg 4, 24). Jesus Christus ist der Träger des Gottesnamens. Er ist Gott gleich, mit ihm eins und zugleich von ihm unterschieden, weil er mit der Geburt das Menschsein angenommen hat. Gott selbst ist in diesem Kind zu seinem Volk gekommen und als Retter aus Sünde, Tod und Gericht auf den Plan getreten. Das ist die Weihnachtsbotschaft.

3.

Die Weihnachtsbotschaft setzt voraus, dass Menschsein gleich Verlorensein ist. Deshalb geht eine heilsame Unruhe von ihr aus, ja, eine metaphysische Erschütterung. Sie stellt eine Herausforderung an unseren hochgemuten Stolz dar. Denn sie setzt aller Selbstgefälligkeit und menschlichen Selbsttäuschung ein Ende. Im aufmerksamen Hören auf die Weihnachtsbotschaft zerbricht alle Sicherheit. Wir werden der Bodenlosigkeit unserer Lebensgrundlagen und der Nichtigkeit unseres Menschseins inne.

Freilich kann man auch darüber hinweghören. Man kann Weihnachten zu einer alljährlich sich wiederholenden Sentimentalität herabstufen. Aber das trägt nicht. Es hält nicht stand; es gibt keinen Halt, wenn wir uns unsere Situation vergegenwärtigen, wie sie wirklich ist. Oder gehören wir nicht zu denen, die „in Finsternis und Schatten des Todes (sitzen)“ (Lk 1, 79)?

Wer ermessen will, was Weihnachten ist, muss Weihnachten im Horizont der letzten Fragen sehen.

Wer den Mut hat, sich den Schrecken des Todes auszusetzen, für den gewinnt der Retter aus Sünde, Tod und Gericht unermessliche Bedeutung! Er braucht kein hermeneutisches Lehrbuch, um den Aufruf „Fürchtet euch nicht!“ zu verstehen. Er versteht es; alle verstehen es. Er gibt sich nicht mit kleinen Freuden zufrieden, sondern er hat Verlangen nach der „großen Freude, die dem ganzen Volk widerfahren wird“. Er wird sich nicht mit irgendwelchen Surrogaten, Ersatzmitteln und Halbwahrheiten abpeisen lassen, sondern er ist begierig, die Weihnachtsbotschaft zu hören, dass Christus, der Herr, der Retter aus Sünde, Tod und Gericht ist und dass er nicht nur erdacht oder ersehnt, sondern tatsächlich geboren worden ist. Das betrübte Herz, das durch Schuldgefühle aufgewühlte Gewissen, das bange Wissen von der Übermacht des Todes, das lehrt mich auf die Botschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit zu hören, dass Christus der König ohnegleichen ist, der Herr über Sünde, Tod und Teufel, und dass er von Gott gesandt und als Mensch geboren wurde, um die Mächte des Verderbens zu überwinden.

4.

Die das Heil heraufführende Tat der Menschwerdung Gottes in der Geburt Jesu Christi kommt zu uns durch das Wort von der Menschwerdung, die Weihnachtsbotschaft. Auf sie gilt es im Glauben zu hören!

Nun könnte man die Frage stellen, ob sie denn verlässlich sei? Darauf ist zu antworten: Sie ist

Gottes Wort. Dieses trägt seine Beglaubigung in sich selbst. Es wird nicht von außen begründet; es begründet sich selbst. Es hat sich in allen Zeiten als wirksam erwiesen. Es ist auch heute wirksam, weil Gott selbst das Subjekt seines Wortes ist.

Was die Frage nach der Entstehung der Weihnachtsgeschichte betrifft, so kann es zu nichts führen, sie oberflächlich zu behandeln. Die gründliche Behandlung nimmt aber mindestens ein Hochschulsemester in Anspruch. Diese Zeit haben wir nicht. Deshalb will ich versuchen, Ihnen eine kurze Zusammenfassung zu geben.

Woher weiß Lukas, was er erzählt? Der Erzählstoff, der zum lukanischen Sondergut gehört, beruht auf der Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind, wie Lukas in 1, 2 feststellt. Lukas hat das Überlieferungsgut sorgfältig recherchiert und für Theophilus aufgeschrieben, damit dieser sich von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen kann, in der er unterrichtet wurde (1, 3 f.). Die Gestaltung der Erzählung, die sprachliche Formung und die Anspielungen auf den alttestamentlich-jüdischen Hintergrund lassen keinen Zweifel daran, dass der Erzählstoff judenchristlichen Ursprungs ist. Es legt sich die Vermutung nahe, dass das alte judenchristliche Erinnerungsgut letztlich auf Maria selbst (s. Lk 2, 19. 51) und die Familie Jesu (s. Apg 1, 14) zurückgeht.

Es ist Lukas, der erzählt. Er verantwortet das Erzählte. Aber was er erzählt, ist ihm vorgegeben. Das kann man durch detaillierte sprachliche Analyse deutlich machen. Ich habe diese Analyse

durchgeführt. Aber ich will mich nicht selbst empfehlen. Als wegweisend möchte ich nennen: Peter Stuhlmacher, Die Geburt des Immanuel, Göttingen 2005.

5.

Das, was den Menschen rettet, kann nicht vom Menschen kommen. Das ist der entscheidende Punkt. Kann das Menschengeschlecht aus sich selbst heraus Heil hervorbringen, dann ist Weihnachten sinnlos. Deshalb ist allen denen mit Entschiedenheit zu widersprechen, die das biblische Zeugnis von der Geistgewirktheit Jesu Christi, das das Zeugnis von der Jungfrauengeburt einschließt, für entbehrlich halten. Dazu gehört, um einen Namen zu nennen, Margot Käßmann; ferner zahlreiche Vertreterinnen der sogenannten „feministischen Theologie“.

Von der „feministischen Theologie“ wird die Weihnachtsgeschichte für das eigene gesellschaftspolitische Anliegen instrumentalisiert. Nach einer Interpretin, Frau Taschl-Erber, ist in Lk 1-2 von der „Unabhängigkeit“ und „freien Entscheidung“ der Maria die Rede. Es gehe um ihre „Selbstbestimmung“. Doch in der Weihnachtsgeschichte steht von alledem schlechterdings nichts. Das ist keine Auslegung der Bibel, sondern Umdeutung der Bibel und Missbrauch der Weihnachtsgeschichte für die vorgefasste eigene ideologische Ansicht.

In der Weihnachtsgeschichte geht es um *Gottes* Heilshandeln. Maria ist dazu ausersehen, den verheißenen Messias zur Welt zu bringen. Sie er-

schrickt, ergibt sich aber im Glauben und sagt (Lk 1, 38): „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe nach deinem Wort!“ Maria nimmt sich keine Bedenkzeit. Sie glaubt. Sie lässt die Entscheidung, die Gott über sie getroffen hat, gelten. Sie glaubt – wirklich Gott selbst, indem sie dem an sie ergangenen Wort glaubt. Wegen ihres Glaubens wird Marias gedacht, nicht etwa deshalb, weil sie ein „Modell für die Selbstbestimmung der Frauen“ wäre.

Es ist völlig abwegig, gesellschaftspolitische Fragen mit metaphysischen Fragen zu vermischen. Die Frage der Selbstbestimmung kann nur im Rahmen eines innerweltlichen gesellschaftspolitischen Diskurses behandelt werden. Die Weihnachtsgeschichte hat damit nichts zu tun. Durch die Umdeutung der Weihnachtsgeschichte wird vielmehr das eigene gesellschaftspolitische Anliegen in Misskredit gebracht.

Viel gewichtiger aber ist, dass die Weihnachtsbotschaft durch gesellschaftspolitische Instrumentalisierung um ihren eigentlichen Gehalt gebracht wird. Weihnachten ist Ereignis geworden für alle, die in Finsternis und Schatten des Todes sitzen (Lk 1, 79), also für alle Menschen. Zur Rettung aus Sünde, Tod und Gericht ist *der* Christus unabdingbar, der nicht selbst Sünde, Tod und Gericht unterworfen ist, der sich aber durch die Menschwerdung freiwillig unter Sünde, Tod und Gericht begibt, um durch die stellvertretende Übernahme von Sünde, Tod und Gericht alle zu retten, die den Mächten des Verderbens unterworfen sind.

Daraus quillt die Freude – nicht eine kleine, sondern die große. Das ist ein Grund, Lichter anzuzünden und mit Martin Luther zu singen:

„Euch ist ein Kindlein heut geborn
von einer Jungfrau auserkorn,
ein Kindelein so zart und fein,
das soll eu'r Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
der will euch führn aus aller Not,
er will eu'r Heiland selber sein,
von allen Sünden machen rein.“

(Vom Himmel hoch, da komm ich her, 1535,
Evangelisches Gesangbuch, Nr. 24, 2 u. 3)

(Berlin, 18. 12. 2016)

DAS REICH GOTTES IST HERBEIGEKOMMEN

Die Botschaft Jesu Christi

1.

Das älteste Evangelium ist das Evangelium nach Markus, entstanden vor 70 n. Chr. Von ihm lasse ich mich bei der Frage nach der Botschaft Jesu Christi leiten. Aber bevor ich auf die einschlägige Stelle – Mk 1, 14-15 – eingehe, möchte ich das ganze Evangelium in den Blick nehmen. Das soll nicht in bibelkundlicher Absicht geschehen, sondern unter der inhaltlichen Leitfrage, von was bzw. von wem in dem Evangelium die Rede ist.

Für den Evangelisten Markus stellt sich das nicht als eine offene Frage dar. Gleich zu Beginn stellt er fest: „Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes.“ (1, 1) Einen Jesus, der nicht der Messias, der nicht der Sohn Gottes wäre, kennt Markus nicht. Was für Markus gilt, trifft auf das ganze Neue Testament zu. Die frühen Bekenntnisse und Hymnen wissen von keinem Jesus, der nicht aus der Einheit und Gemeinschaft mit Gott, in der er als Sohn Gottes vor aller Zeit stand, entsandt worden wäre. Die Verkündigung des Paulus beruht darauf, dass Jesus Christus der „Herr der Herrlichkeit“ ist (1. Kor 2, 8), dass in ihm also Gott selbst auf den Plan getreten ist. Für Lukas und den von ihm verarbeiteten Erzählstoff aus älterer judenchristlicher Überlieferung ist Jesus

der „Sohn des Höchsten“ (Lk 1, 32) nach seinem Ursprung von Geburt an. Das gilt ebenso für Matthäus (Mt 1, 20) und die Darstellung des Markus. Nach dem Prolog zum Johannes-Evangelium war Christus als das Wort, als der Logos im Anfang bei Gott (Joh 1, 1-2), bevor die von ihm vollzogene Schöpfung ihren Anfang nahm (1, 3), und ist zu einer bestimmten Zeit „Fleisch geworden“ (1, 14), damit seine ursprüngliche Herrlichkeit auf Erden epiphan, offenbar werde. Der Befund der Quellen ist eindeutig: Jesus Christus ist nach dem Neuen Testament der ewige Sohn Gottes (1. Kor 8, 6; Phil 2, 6; Röm 1, 3, f. u. a.), der Mensch wurde in Israel und der *als* der Mensch Jesus von seiner Empfängnis und Geburt an der Sohn Gottes gewesen ist und als der von Gott gesandte Messias verkündigt, gelehrt, geheilt und gehandelt hat.

Das muss besonders unterstrichen werden, weil durch die heutige Theologie und Kirche, aber auch durch die Medien – man denke etwa an das noch immer in der Öffentlichkeit bemühte Buch von Rudolf Augstein „Jesus Menschensohn“ (1971; Neubearbeitung 1999) – ein seiner Gottheit und Messianität entkleideter Jesus geistert. Doch einen unmessianischen Jesus hat es nie gegeben (mit M. Hengel / A. M. Schwemer, *Jesus und das Judentum*, Tübingen 2007, V)! Er beruht auf einer Erfindung. Von einer Erfindung und von einer wissenschaftlich unhaltbaren Konstruktion muss man deshalb sprechen, weil es keine einzige Quelle gibt, die einen unmessianischen Jesus bezeugen würde.

Es gibt über Jesus keine anderen Quellen als die Schriften des Neuen Testaments und die apo-

kryphen Evangelien, die aber als geschichtliche Quellen nicht ernsthaft in Betracht kommen. Die antiken heidnischen und jüdischen Schriften, in denen Jesus Erwähnung gefunden hat, setzen die neutestamentlichen Zeugnisse bereits voraus. Deshalb ist der Denk- und Forschungsansatz, in dem man sich „vom historischen Jesus zum kerygmatischen Gottessohn“ (Gerd Theissen) vorzuarbeitet, als unangemessen und falsch zurückzuweisen. Er ist zurückzuweisen, weil er auf der falschen Voraussetzung beruht, zunächst davon abzusehen, wer Jesus nach dem neutestamentlichen Zeugnis ist. Das ist auch und gerade wissenschaftlich inakzeptabel, weil man sich dadurch von vornherein in den Widerspruch zum Befund der Quellen bringt.

Ich habe diesen wichtigen Punkt angesprochen, weil es von grundlegender Bedeutung ist zu sehen, dass das sachgerechte Verständnis Jesu Christi nur aus der Bibel gewonnen werden kann. Wird die Deutungshoheit über Jesus aus der Bibel herausverlegt, wie das bei jenem Denk- und Forschungsansatz der Fall ist, treten an die Stelle des biblisch bezeugten Jesus Christus „Jesusattrappen“. Der Erlanger Historiker Karlmann Beyschlag hat in seiner Dogmengeschichte folgende aufgezählt: 1941 war Jesus angeblich Antisemit, 1951 dann rassereiner Jude, 1961 ein Archetyp des kollektiven Unbewussten, 1971 Revolutionär, 1981 Pazifist und später dann Früh-Feminist (Grundriss der Dogmengeschichte, Bd. I, Darmstadt ²1988, 307). Das wird zumeist mit wissenschaftlichem Anspruch vertreten. Aber jeder, der die Bibel kennt, weiß, dass es sich um Phantasieprodukte handelt.

Daran hängt es, dass man die Bibel kennt! Die Kenntnis der Bibel erwirbt man sich durch tägliche Lektüre und Gebet. Dadurch wird man instandgesetzt, Irrtümer zu erkennen und Verführung zu durchschauen. Halbgläubigkeit beruht auf Halbbildung. Beide erliegen der Verführung. Im Dritten Reich hätte die Kenntnis des Kleinen Katechismus von Martin Luther ausgereicht, um der Ideologie des Nationalsozialismus und den kurzschlüssigen Argumenten der Deutschen Christen nicht auf den Leim zu gehen. Aber er war offenbar ziemlich unbekannt. Der Kleine Katechismus ist eine prägnante Zusammenfassung der biblischen Verkündigung und Lehre in ebenso einfacher wie großartiger Sprache. Er genügt auch heute, um irreführende Denksätze und Irrlehren zurückzuweisen. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an den Anfang der Erklärung des zweiten Glaubensartikels: „Ich glaube, dass Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verloren und verdammten Menschen erlöst hat.“

Wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in einer Person. Das ist es! Luther hat sich das nicht ausgedacht. Das ist vielmehr die zusammenfassende Wiedergabe des biblischen Christuszeugnisses. Die Kirche hat das zu allen Zeiten gewusst und bekannt. Wenn aber Jesus Christus wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in einer Person ist, untrennbar und unvermischt: dann darf die Gottheit Jesu nicht von der Menschheit Jesu isoliert werden, als wenn die Gottheit etwas Hinzugekommenes

wäre, eine entbehrliche Hypothese. Durch die Trennung dessen, was unlösbar zusammengehört, wird vielmehr der ganze Christus verfehlt, der ja zu keinem Zeitpunkt nur Mensch gewesen ist, sondern der aufgrund der Menschwerdung in seiner geschichtlichen Existenz Gott und Mensch in ein und derselben Person war. Dass Jesus Davidssohn ist (Röm 1, 3; Mk 12, 35 Par.), war das Bekenntnis der frühen palästinischen Gemeinde. Aber ihr war bewusst, wie das Jesus selbst bewusst war, dass der Sohn Davids zugleich dessen Herr ist (Mk 12, 36 f. Par.; Ps 110, 1). Einen eindimensionalen Jesus hat es nie gegeben! Ihn hat man sich ausgedacht. Die Hypothese eines eindimensionalen Jesus Christus ist schriftwidrig. Sie ist der schwerwiegendste Irrtum seit der Reformation. Ihr gilt es mit Entschiedenheit zu widersprechen!

Nun könnte man den Einwand erheben, das betreffe allein die Theologen. Aber Jesus betrifft uns alle. In meinem ersten Vortrag habe ich ungeschminkt über die Gewalt und die Schrecken des Todes geredet. Vor dem Hintergrund der Übermacht des Todes kann jeder nachvollziehen, welches Gewicht die Unterscheidung hat, die ich angesprochen habe. Denn ein eindimensionaler Jesus, der nichts gewesen wäre als ein Mensch in Galiläa zur Zeit des römischen Kaisers Augustus, vermag nicht von der Gewalt des Todes zu erlösen. Er bedarf vielmehr selbst eines Erlösers. Wenn ich also von Jesus Christus rede, wie ihn die Bibel bezeugt, und dieses Zeugnis gegen falsche Deutungen abgrenze, dann berühre ich damit den alles entscheidenden Punkt des christlichen Glaubens.

Weil das aber der alles entscheidende Punkt ist, sollte schon Hänschen Luthers Erklärung auswendig lernen, damit er sie später als Hans im Glauben anwenden kann. Ebenso sollte Gretchen das lernen, damit sie als Erwachsene selbständig urteilen lernt und nicht Schiffbruch erleidet. Wir leben in einer Zeit, in der die Christen nicht mehr wissen, wer Christus ist. Deshalb schweigen sie verlegen, obwohl ihnen mit Christus doch alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis gegeben sind.

Doch zurück zum Markus-Evangelium. Der erste Satz öffnet den Zugang zum ganzen Evangelium, indem er unverhohlen zum Ausdruck bringt, was die Leser erwartet: Dass nicht von irgendetwas, sondern von Jesus, dem Christus, dem einen Sohn Gottes, in dem Evangelium die Rede ist. Die Leser und Hörer, welcher Zeit sie auch angehören, werden in etwas nie Dagewesenes und Einzigartiges hineingenommen, nämlich in das Leben, das aus Gott ist, inmitten unserer Welt, die von Gott abgekehrt lebt. Denn Jesus ist die Selbstentfaltung Gottes auf Erden. In ihm und durch ihn erschließt sich Gott in liebender, herzlicher Zuwendung. Die Grenze zwischen Himmel und Erde, Reich Gottes und Welt, hermetisch gezogen durch den Abfall des Menschen von Gott, ist in Jesus aufgehoben. Sie ist in ihm durchlässig geworden. Das nimmt seinen Anfang in der Taufe (Mk 1, 10). Es wird Ereignis in vollmächtiger Verkündigung und Lehre (1, 22) sowie in Heilungen (1, 40 ff. u. ö.), mit denen Jesus seine messianische Vollmacht und Gottgleichheit in Taten erweist. Er öffnet den Zugang zu Gott, indem er Sünden vergibt (2, 10). Durch ihn kommt

der Gegensatz zwischen heilig und unheilig, zwischen rein und unrein zur letzten Zuspitzung und Entscheidung. Er ruft Schauer und Entsetzen hervor und nicht etwa nur Staunen, wie es in schlechten Übersetzungen heißt. Er fasziniert – und erregt Ärgernis. Er befreit, aber die misstrauischen Frommen verdächtigen ihn, er stehe mit Beelzebul, dem Obersten der unreinen Geister, im Bündnis (3, 22 ff.). Er erweckt die Tochter des Jairus vom Tod auf (5, 21-43), während er selbst auf den schmachvollen Tod am Kreuz zugeht, „um sein Leben zu geben als Lösegeld für viele“ (10, 45). Er stirbt am Kreuz (15, 37) und wird in ein Grab gelegt (15, 42-47). Aber das Leben aus Gott erweist sich stärker als der Tod: Jesus ist auferstanden (16, 6). Er hat sich zur Rechten Gottes gesetzt und bekräftigt die Verkündigung des Evangeliums durch mitfolgende Zeichen (16, 19-20).

2.

Man muss das ganze Evangelium umfassen, um den einzelnen Vers zu verstehen. Aber der Blick auf das Ganze baut sich wiederum auf der Kenntnis einzelner Verse auf. Mk 1, 14-15 ist eine solche Schlüsselstelle. Auf sie möchte ich nun im zweiten Teil meines Vortrages näher eingehen. Sie lautet: „Nachdem aber Johannes gefangengenommen war, kam Jesus nach Galiläa und verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist herbeigekommen: Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“

Das Leben, das aus Gott ist, ist mit Jesus auf den Plan getreten. Inmitten der Welt, die von Gottesferne, Hass auf Gott und Sünde geprägt wird. Zu bedenken ist: Das Leben aus Gott ist nicht als Ideal oder als guter Vorsatz, sondern als Mensch in die Wirklichkeit eingetreten und hat in Jesus, dem Sohn Gottes, Gestalt angenommen. An dem, was in Jesus Christus – und ausschließlich in ihm – in Erscheinung getreten ist, sollen alle Anteil haben. Dazu muss es ins Wort gefasst und als Heilsbotschaft verkündet werden. Das tut nicht die Kirche, das tut zunächst Jesus selbst. *Er* ist der Initiator. Er ist der „Freudenbote“ (Jes 41, 27; 52, 7). Er vollzieht, was im Zweiten Jesaja angesagt und vorgebildet ist.

Das hat seinen Anfang nach der Gefangennahme Johannes des Täuflers genommen (etwa um das Jahr 28 n. Chr.). Markus – und nach ihm Matthäus – benutzt dasselbe Wort für die Übergabe des Johannes wie später für die Übergabe Jesu in der Passionsgeschichte, nämlich *paradidōmi*. Mit dem Verb wird einerseits der äußere Vollzug der Übergabe zum Ausdruck gebracht, aber andererseits auch der dahinter verborgene Wille Gottes angezeigt. In Mk 6, 14-29 wird der Verlauf geschildert: Salome, die Tochter der Herodias, tanzte. Das gefiel dem König Herodes Antipas. Großsprecherisch sagte er zu ihr: Bitte mich, um was du willst, ich gebe es dir – wär's auch mein halbes Königreich. Das Mädchen fragte ihre Mutter. Diese, eine ebenso geltungssüchtige wie nachtragende Frau, überredete ihre Tochter, um das Haupt Johannes des Täuflers zu bitten. Und Johannes wurde enthauptet. Hat

nicht die Welt mit diesem grausamen und barbarischen Akt der rechtlichen und politischen Willkür über den asketischen Prediger in der Wüste triumphiert? Das hat sie. Aber es ist nur ein Scheinsieg. Die Welt ist Gott nicht entglitten. Er umgreift sie. Er billigt keineswegs, was geschehen ist. Aber in dem, was geschehen ist, hat sich die von Gott gesetzte Bestimmung Johannes des Täufers erfüllt, der Bote Gottes und der Vorläufer des Messias zu sein.

Jesus entnimmt diesem Geschehnis, dass nun er selbst gefordert ist und dass sein öffentliches Wirken als Messias zu beginnen hat. Er stellt nicht die törichte Frage, wie Gott das zulassen konnte, sondern macht sich unverzüglich auf den Weg nach Galiläa. In der Versuchung in der Wüste war ihm deutlich geworden, dass die Reiche der Welt von dem Fürsten der Welt mit Willkür regiert werden (Mt 4, 8 f. Par.) und dass das Reich Gottes nicht im Einklang mit ihm steht, sondern im Gegensatz zu ihm kommt.

Der Schauplatz des Wirkens Jesu war Galiläa, so gewiss ihm bewusst war, dass die Entscheidung über seine Sendung in Jerusalem fallen würde. Galiläa war ein ländliches Gebiet, fruchtbar, von landschaftlicher Schönheit. Es bestand aus kleineren Orten auf einer Fläche von etwa 1.600 km² (etwa doppelt so groß wie das heutige Stadtgebiet von Berlin). Der jüdische Bevölkerungsteil blickte auf Jerusalem. Galiläa war ein Kernland der zelotischen Bewegung, die sich aus jüdisch-nationalistischen Eiferern zusammensetzte. Jesus hat die hellenisierten Orte Galiläas gemieden. Er

war kein römischer Weltbürger. Aber er war auch kein jüdischer Eiferer. Er lebte aus dem Bezug auf Gott, den Vater. Sein Auftrag bestand in der Heraufführung des endzeitlichen Heils.

Zur Erfüllung dieses Auftrages ist Jesus an die Öffentlichkeit getreten. Sein messianisches Amt bestand in der Verkündigung des Evangeliums Gottes. Er hat die gute Botschaft laut ausgerufen. Jesus hat das Evangelium Gottes öffentlich proklamiert. Damit ist etwas gänzlich Neues, nämlich die Heilszeit, angebrochen. Das erfolgte in Galiläa, auf das der Jerusalemer Priesteradel mit Verachtung herabschaute. Aber es war wirksam, wie sich zeigen sollte.

Die öffentliche Proklamation des Evangeliums Gottes besteht inhaltlich aus einem einzigen Satz, nämlich der Ansage, die Zeit sei erfüllt; der Zusage, das Reich Gottes sei herbeigekommen; und der sich daraus ergebenden Aufforderung zur Umkehr und zum Glauben an die Heilsproklamation. Dieser Satz (Mk 1, 15; Mt 4, 17) ist die komprimierte Zusammenfassung der Botschaft Jesu Christi. Um sie zu erfassen, muss jedem Wort die größtmögliche Aufmerksamkeit zugewandt werden.

Die Wendung „die Zeit ist erfüllt“ ist prophetisch-apokalyptischer Herkunft. Zwei Belege: Hes 7, 12 steht: „Es kommt die Zeit, es naht der Tag!“ Dan 7, 22 heißt es: „... bis die Zeit kam, dass die Heiligen das Reich empfangen.“ Dahinter steht der Gedanke, dass Gott der Herr der Zeit ist und in souveräner Freiheit über sie bestimmt. Vor diesem Hintergrund sagt Jesus in der Vollmacht des Christus an, dass die von Gott zur Erfüllung seiner Ver-

heißungen vorgesehene Zeit nun da ist. Die Wartezeit hat ein Ende. Jetzt, mit seiner Verkündigung des Evangeliums Gottes, tritt die Erfüllung ein. Die Wende zum Heil ist Ereignis geworden. Mit dem Auftreten Jesu ist die Jes 61, 1 gegebene Verheißung in Erfüllung gegangen: „Der Geist Gottes des HERRN ist auf mir, weil der HERR mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen Freiheit, den Gebundenen, dass sie frei und ledig sein sollen.“

Der eigentliche Inhalt der Botschaft Jesu wird mit dem hochbedeutsamen Wort „Reich Gottes“ oder „Herrschaft Gottes“ zum Ausdruck gebracht. Vorausgesetzt wird einerseits: Gott ist „König über die ganze Erde“ (Ps 47, 3. 8 u. ö.). Er herrscht über die ganze Welt und alle Zeit (Ps 10, 16 u. a.). Aber andererseits gilt, dass die Menschheit von Gott abgefallen ist und infolgedessen unter die tyrannische Herrschaft von Sünde, Tod und Satan dahingegeben wurde. In diese von versklavender Fremdherrschaft bestimmte Situation hat Jesus hineingerufen: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen.“ Er hat damit die höchste Hoffnung des Alten Testaments auf seine Person und sein Wirken bezogen, wie sie Jes 52, 7 verheißt wird: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“

Durch Jesus, in seiner Person, ist das Wort Gottes aus der Ewigkeit in die Zeit gekommen. Mit der Verkündigung des Evangeliums Gottes hat Jesus die Herrschaft Gottes ausgerufen, um jetzt und hier den

Zugang zu Gott zu öffnen und die Herrschaft der Verderbenseismächte zu brechen. Es ist hervorzuheben, dass die Verben, die in Mk 1, 15 gebraucht werden, im Perfekt stehen: Das Reich Gottes *ist* herbeigekommen. Es ist nicht nur in die Nähe gerückt, sondern es ist da. Aber: „Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man's beobachten kann; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! oder: Da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ (Lk 17, 20 f.) Jesus hat die verborgene Wirklichkeit des Reiches Gottes in Gleichnissen veranschaulicht. In dem Gleichnis von der selbstwachsenden Saat Mk 4, 26-29 heißt es: „Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht, wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.“

Nun noch der dritte und letzte Teil: die Umkehr. Aus der Kraft der Botschaft Jesu, das Reich Gottes sei herbeigekommen, erwächst im Glauben an die Botschaft der Mut zur Umkehr. Mit der Umkehr beginnt die Frucht zu wachsen, die dann zur Zeit der Ernte eingebracht wird. Durch das Wort „Umkehr“ gebe ich wieder, was Luther mit „Buße tun“ übersetzt hat. Alltagssprachliche Wendungen wie „Bußgeld“ können heute falsche Assoziationen hervorrufen. Doch auf Worte kommt es nicht an, sondern auf das, was in der Sache gemeint ist. Und das ist klar: Buße tun heißt zu Gott umkehren und wiederum: Zu Gott umkehren, Gott Gott sein las-

sen, das heißt Buße tun. Menschen, die von Gott abgewandt leben und unter fremde Mächte geraten sind, kehren um zu Gott. Dazu ermächtigt Jesu Botschaft. Sie ergreift den ganzen Menschen, sein Empfinden, Denken und Handeln, und versetzt ihn in eine neue Existenz, indem sie ihn unter Gottes Herrschaft stellt. Die Neuheit zeigt sich daran, dass an die Stelle des von Gott abgewandten Lebens das auf Gott bezogene und ihm im Glauben zugewandte Leben tritt. Die versklavende Fremdherrschaft durch Sünde, Tod und Satan wird gebrochen. Das Wort Jesu erweist sich als wirksam, als sogar der Todesherrschaft überlegen, und gliedert in das Reich Gottes ein. Die Freude des Glaubens greift Platz. Menschen beginnen – vielleicht zu ihrem eigenen Erstaunen – Gott zu loben und zu danken.

3.

Am Schluss möchte ich den Vortrag in zwei Thesen zusammenfassen und mit diesen Thesen zum Gespräch überleiten.

1. Das Reich Gottes ist mit Jesu Verkündigung des Evangeliums Gottes herbeigekommen. Der Begriff „Evangelium Gottes“ (Mk 1, 14) steht für die Verkündigung Jesu Christi in Galiläa. Der Begriff „Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn Gottes“ (Mk 1, 1) umfasst dagegen die Person Jesu Christi selbst, das gesamte Wirken Jesu, sein Leiden und Sterben sowie seine Auferstehung und Erhöhung, wie dies Markus in 16 Kapiteln dargestellt hat. Die Apostel haben das Evangelium von Jesus Christus als „Kraft Gottes“ (Röm 1, 16) ver-

kündigt, durch welche die Verderbensmächte und die Todesherrschaft überwunden sind. Warum Kraft Gottes? Weil in dem Evangelium die Kraft, das Leben aus Gott enthalten ist, das in Jesus Christus in Erscheinung getreten ist.

2. Das Reich Gottes ist in und mit Christus herbeigekommen. Durch den Glauben an das Evangelium von Jesus Christus tritt man in das Reich Gottes ein. Das Evangelium gibt dem Glaubenden Anteil an der Gerechtigkeit Gottes (Röm 1, 17), die Zeit und Ewigkeit umspannt. Die Unscheinbarkeit der Verkündigung des Evangeliums, durch die das Reich Gottes kommt, darf nicht als Argument gegen die Tatsächlichkeit des Reiches Gottes gewertet werden. Jesus ist völlig gelassen geblieben angesichts der Feindschaft gegen ihn und seine Verkündigung. Ist das Wort ausgesät, bringt es auch Frucht. Jesus selbst verbürgt die Vollendung des Reiches Gottes.

(Berlin, 22. 01. 2017)

JESUS LEHRTE, PREDIGTE UND HEILTE

Das Wirken Jesu Christi

1.

Worin besteht das Wirken Jesu Christi? Matthäus gibt Auskunft (4, 23): „Jesus zog umher in ganz Galiläa, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen im Volk.“

Dieser Vers ist ein Summarium. Matthäus hat mit ihm die Tätigkeit Jesu im Überblick zusammengefasst. Die in Mt 4, 23 gegebene Information kehrt in 9, 35 wörtlich wieder. Beide Verse umrahmen die Kapitel 5-9. In den Kapiteln 5-7, der Bergpredigt, wird auf elementare Weise deutlich, worin die Lehre und Verkündigung Jesu besteht. In den Kapiteln 8 und 9 schildert Matthäus die Heilungstätigkeit Jesu. Die drei Tätigkeitsbereiche werden bewusst voneinander unterschieden, aber unter der Voraussetzung, dass sie eine Einheit bilden. Ein Ausleger, Julius Schniewind, hat die Kapitel sachgerecht untergliedert: Mt 5-7 werde der „Messias des Wortes“ und in Mt 8-9 der „Messias der Tat“ dargestellt, aber dieser als ein und derselbe.

Aus Mt 4, 13 geht hervor, dass Jesus in Kaper-naum am Nordwestufer des Galiläischen Meeres – besser bekannt unter dem Namen See Genesareth – Wohnung genommen hatte. Von dort zog er umher

und besuchte die umliegenden Orte. Den Mittelpunkt dieser Orte bildete für den jüdischen Bevölkerungsteil die Synagoge. Die Synagogen hat man sich als schlichte Versammlungsräume vorzustellen, in denen in der Heiligen Schrift des Alten Testaments unterwiesen und Gottesdienste gehalten wurden. Jedem Juden konnte von dem Synagogenvorsteher das Wort erteilt werden. Von dieser Gelegenheit hat auch Jesus – im Unterschied zu Johannes dem Täufer – Gebrauch gemacht. Die Synagogen dienten ihm als Plattform für die öffentliche Ausrufung der Gottesherrschaft. Das geschah in Predigt und Lehre, aber auch verbunden mit Heilungen (s. Mk 1, 21 ff.). Die Synagogen waren aber keineswegs die einzigen Stätten der Wirksamkeit Jesu. Diese erstreckte sich auch auf Häuser, Straßen, Marktplätze, das Seeufer und Berge, schließlich auf Jerusalem.

2.

„Als er aber die Volksmenge sah, stieg er auf den Berg; und er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach.“ (Mt 5, 1-2)

Mit diesen Worten wird der erste und umfangreichste Redeteil im Evangelium nach Matthäus eingeleitet. Auf den nicht näher lokalisierten „Berg“ geht die Bezeichnung „Bergpredigt“ zurück.

Ein Rabbi unterrichtete im Sitzen. Das entsprach antiker Gepflogenheit. In der Alten Kirche gab es den Armsessel in der Kirche, die *cathedra*,

den Lehrstuhl des Bischofs. Wenn es Mt 5, 1 heißt „er setzte sich“, wird damit zum Ausdruck gebracht: Jesus hat als der Christus das Lehramt eingenommen. Was er lehrte, war keine Privatmeinung, sondern die Lehre des Sohnes Gottes, der die Gottesherrschaft verkündigte und öffentlich Gehör und Geltung beanspruchen konnte – vor seinen Jüngern wie vor dem Volk.

War in Mt 4, 23-25 *über* Jesus die Rede, nimmt er nun selbst das Wort. Mit der feierlichen Wendung „er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach“ (Mt 5, 2) wird diese Zäsur hervorgehoben und die Bedeutung wie der Öffentlichkeitscharakter seiner Lehre unterstrichen. „Unsere Augen werden auf seinen Mund gerichtet, damit unsere Ohren hören, was der Herr sagt“ (Reinhard Slenczka, *Die Bergpredigt Jesu*, Göttingen 1994, 17).

Er sagt Herrliches, Unvergleichliches, Ermutigendes, Tröstendes. Denn das erste Wort lautet: „Selig“. Das ist ein lieblicher, großartiger Anfang seiner Lehre und Verkündigung! „Selig“ (griech. *makários*) kommt neunmal in dem Schriftabschnitt Mt 5, 3-12 vor und strukturiert ihn. In der Antike wurden Menschen selig gepriesen, deren Lebensführung auf Glück und Erfolg schließen lassen konnte. Dieser allgemeine Sinn wird hier zwar vorausgesetzt, aber er wird auch und gerade auf das Gegenteil angewandt, nämlich auf das, was nach menschlichem Empfinden im Gegensatz zu Glück und Erfolg steht: Armut, Leid, Verfolgung. Das ist kein Spiel mit Worten. Das beruht nicht auf Aberwitz. Dahinter steht vielmehr die Herrschaft Gottes, die in und mit Jesus auf den Plan getreten ist. Sie

ist es, die Jesus seinen Hörern mit den Seligpreisungen zuspricht!

Gleich die erste Seligpreisung gibt die Richtung an. Sie lautet in der Übersetzung Luthers (Mt 5, 3): „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.“

Bei Lukas findet sich die Seligpreisung der Armen überhaupt (6, 20). Das ist auch bei Matthäus eingeschlossen. Aber er spitzt die Seligpreisung zu auf das Verhältnis des Menschengeistes zu Gott. Die Vielfalt und Ausdruckskraft der Religiosität des Menschen kann einen Reichtum hervorkehren, der die Frage überdeckt, ob die Beziehung zu Gott auf Wahrheit beruht. Als Luther das Mönchsgelübde in Erfurt ablegte, konnte er sich als religiös privilegiert empfinden. Etwa zehn Jahre hat es gedauert, bis er von der Erkenntnis durchdrungen war, dass der Mensch vor Gott arm ist. „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Dieses Wort fand man an seinem Sterbebett nach seinem Tod im Februar 1546. In die Erkenntnis seiner geistlichen Armut vor Gott hat sich Luther nicht krankhaft hineingesteigert. Darin hat sich ihm vielmehr die Wahrheit im Verhältnis des Menschen zu Gott enthüllt. Gerade vor Gott möchte der Mensch etwas sein und mitbringen. Doch zur Selbsterkenntnis des Menschen gehört die Einsicht und das Bekenntnis, dass er vor Gott nicht nur nichts darstellt, sondern sich im Gegenteil von ihm abgekehrt hat.

Aber: Gott ist in Jesus auf die Seite der Abgefallenen getreten. „Ihrer ist das Himmelreich“, verkündigt ihnen Jesus mit dem Evangelium. Gott ist den Armen um Jesu Christi willen väterlich zuge-

wandt. Sie sind von der Herrschaft Gottes nicht nur nicht ausgeschlossen, ihnen gehört sie vielmehr. Deshalb sind sie selig.

Jes 61, 2 ist verheißen, dass alle Trauernden getröstet werden. Diese Verheißung wird von Christus dadurch erfüllt werden, dass er das Leid und den Tod am Kreuz stellvertretend auf sich nehmen und durch seine Auferstehung überwinden wird. So lautet die zweite Seligpreisung (Mt 5, 4): „Selig sind die Trauernden; denn sie sollen getröstet werden.“

Diese Seligpreisung umfasst alles, was Leid heißt. Sie umspannt die Unermesslichkeit des Leides, dem die Menschen durch Gefahren, Krankheiten an Leib, Seele und Geist und schließlich durch den Tod unterworfen sind. Sie werden freilich nicht selig gepriesen, weil sie traurig sind oder – wie Luther übersetzt hat – „Leid tragen“, sondern weil ihnen die Herrschaft Gottes gehört. Der Sohn Gottes spricht den Leidtragenden zu, dass sie getröstet werden. Dieser Zuspruch beruht darauf, dass er „sein Leben zu einer Erlösung für viele (geben wird)“ (Mt 20, 28). Dadurch verlieren Leid und Tod ihren Stachel, nämlich die von Gott trennende, vernichtende Gewalt. Die Tröstung, die Jesus zuspricht, hat also nicht nur im Mitleid, sondern im Heilshandeln Gottes, das Leid und Tod überwindet, ihren Grund. Deshalb vermag Jesus alles Leid, auch das schauerlichste, unter das „selig“ zu stellen. Denn er sagt dies in der königlich-messianischen Gewissheit, dass Gott alle Tränen von ihren Augen abwischen wird (s. Offb 7, 17; 21, 4).

Jesus hat mit den Seligpreisungen eine Umwertung aller Wert- und Glücksvorstellungen vollzogen. In der Welt lautet die oberste Lebensmaxime: So viel Freude und Lust wie möglich zu erlangen, gegebenenfalls auch auf unlauteren Wegen, und Übel prinzipiell zu vermeiden. Dieses adamitische Grundverlangen verbindet sich mit der natürlichen Gottesvorstellung, dass die Reichen und Erfolgreichen gesegnet und die Habenichtse und Elenden verworfen sind. Aber – bemerkt Luther dazu – Christus kehrt das Blatt um (WA 32, 311, 23)! Die Umkehrung aller Werte gilt es in der Kirche ohne Abstriche gelten zu lassen und im Gehorsam des Glaubens nachzuvollziehen. Dabei ist aber zu bedenken, dass die Armen und Leidtragenden nicht selig gepriesen werden, weil sie arm und elend sind, wäre das doch eine Verhöhnung, sondern weil mit Jesus die Herrschaft Gottes heraufgekommen ist, die Armut und Leid ausdrücklich umfasst. Weil es der Messias Jesus ist, der durch die Seligpreisungen das Reich Gottes bringt, obwohl er selbst nichts hat, wo er sein Haupt hinlege (Mt 9, 20 Par.), darum sind Armut vor Gott und Leid der Herrschaftsbereich Gottes, in dem er seine Nähe und Barmherzigkeit besonders eindringlich, nämlich neuschaffend und tröstend, erweisen kann. Die Umwertung aller Werte ist also keine soziale Ideologie, welche die Kirche in der Welt durchzusetzen hätte. Sie gründet vielmehr im Evangelium vom Reich Gottes, das auf den Glauben zielt und von Jesus und seiner Verkündigung nicht abgelöst werden darf.

Die dritte Seligpreisung wirkt zunächst vielleicht unscheinbar, aber auch und gerade sie sagt die völlige Umkehrung aller Verhältnisse an (Mt 5, 5): „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Nicht nur den Weltreichen, die kommen und gehen, auch dem Geist oder besser dem Ungeist, der in ihnen herrscht, hat Jesus die Axt an die Wurzel gelegt. Es ist der Geist der Gewalt, des Zornmutes, der Übervorteilung, Unbedenklichkeit und Rücksichtslosigkeit. Zwar hat es den Anschein, als triumphiere er immer wieder aufs neue. Denn die Lebens- und Regierungsformen wechseln, er aber bleibt. Die Menschen reden sich ein oder lassen sich einreden, sie gingen auf eine neue Epoche zu, aber leider bleiben *sie* dieselben, die sie immer waren. Der Geist der Gewalt weicht nicht, sondern setzt sich immer wieder durch. Aber nur solange diese Weltzeit währt!

Die Erde werden nicht die Gewalthaber und Zornmütigen, sondern die Gewaltlosen und Sanftmütigen besitzen. Es ist freilich die *neue* Erde, die sie besitzen werden, aber es ist die Erde. Der am Kreuz gewaltsam in den Tod gegeben wurde, Jesus, ist auferstanden und eingesetzt zum Erben über alles (Hebr 1, 2). Er, der sanftmütig und von Herzen demütig war (Mt 11, 28), verbürgt, dass die Sanftmütigen das Erdreich besitzen werden.

Die drei ersten Seligpreisungen sind grundlegend. Die anderen fügen sich in diesen Rahmen ein. Auf sie kann ich hier nicht im Detail eingehen. Aber ich möchte doch einige Hinweise geben. Die Hauptstichworte sind Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Reinheit und Frieden. Mit ihnen sagt Jesus in

den Seligpreisungen zu, was die Welt haben müsste, aber nicht hat und auch nicht aus sich selbst hervorzubringen vermag. Versucht sie es auf revolutionärem Weg heraufzuführen, pflegt sie in Unterdrückung und Terror zu enden.

Nehmen wir zum Beispiel die Barmherzigkeit. Wird sie geübt, lassen sich alle Probleme lösen. Aber wir leben in einem Zeitalter der globalen Erbarmungslosigkeit. Nicht nur der versteckte, der offene Existenzkampf droht das Beziehungsgeflecht, in dem wir leben, zu unterminieren. Es ist noch da, aber es wirkt wie ein veraltetes Entwässerungssystem, von dem viele ahnen und die Experten behaupten, dass es einer größeren Belastungsprobe nicht standhalten wird.

Barmherzigkeit lässt sich freilich nicht erzwingen – noch weniger als Gerechtigkeit. Aber Zwang liegt Jesus auch ganz fern! Er weist nicht den Weg vom Schein zum Sein, also von außen nach innen, sondern vielmehr im Gegenteil von innen nach außen. Es ist *Gott*, auf den er alles zuordnet. Wird das Herz allein auf ihn bezogen, dann reinigt er es durch den Glauben (Apg 15, 9). Daraus erwachsen dann der Hunger nach Gerechtigkeit, die tätige Barmherzigkeit und die Friedensstiftung.

Darin erweist sich die Christenheit auch im Zeitalter der Globalisierung als „das Salz der Erde“ (Mt 5, 13) und „das Licht der Welt“ (5, 14). In der heutigen Ökumene herrscht – bei allen Differenzen – eine merkwürdige Übereinstimmung quer durch die Konfessionen: Alle berufen sich auf die Bergpredigt, aber nur eine Minderheit in ihnen setzt sich ihr wirklich aus. Dadurch ist eine Atmosphäre des

Halbglaubens entstanden. Sie liefert unserer Gesellschaft den Vorwand, sich nicht näher auf Jesu Wort einlassen zu müssen. Die Folge ist, dass Menschen das Christentum heute als religiösen Zierrat benutzen. Die Kirchen finden sich damit ab oder bestärken sie sogar darin. Aber Zierrat ist zur Not entbehrlich. Salz hingegen ist notwendig. „Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten.“ (Mt 5, 13)

Im Zentrum der Bergpredigt steht das Vaterunser (Mt 6, 9-13 Par.). Den Seliggepriesenen steht um Jesu willen der Zugang zu Gott offen. Ihrem Gebet ist die Erhörung zugesagt: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan“ (Mt 7, 7). Weil Jesus unter die befreiende Herrschaft Gottes stellt, die mit ihm angebrochen ist, können sich die Seliggepriesenen auf den ursprünglichen Willen Gottes des Schöpfers einlassen, auf den Jesu Auslegung der Gebote Gottes zielt, zum Beispiel im Bereich der Ehe (Mt 5, 17 ff.). Im Glauben an Jesu Wort werden sie in die Freiheit der Kinder Gottes eintreten. Diese Freiheit bewährt sich im Alltag darin, dass sie sich in allem Gott anbefehlen dürfen, auch und gerade in der Sorge um Nahrung und Kleidung. „Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ (Mt 6, 32 f.)

Am Schluss der Bergpredigt steht ein Gleichnis: „Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie,

der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf Fels baute ... Und wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der gleicht einem törichtem Mann, der sein Haus auf Sand baute ...“ (Mt 7, 24 ff.). Dieser Vergleich war für alle Hörer leicht verständlich. Sie hatten ihre Hütten vor Augen, die aus Lehm gebaut waren und ohne Unterkellerung auf dem Boden standen. Sie schützten vor Unwetter nur, wenn der Boden aus Fels war. Auf Sand Gebautes wurde dagegen in der Regenzeit einfach weggeschwemmt. Das bedeutete den totalen Ruin. Nun hat Jesus keine Ratschläge für den Hausbau geben wollen. Er stellt seine Hörer vielmehr vor die Frage, worauf sie ihr Leben gründen? Wenn es sich im Glauben auf Gott und seine Herrschaft gründet, die Jesus mit seiner Verkündigung und Lehre bringt, ist es auf Felsgrund gebaut. Es hält allen Unwettern stand und wird in das ewige Leben führen. Wenn das Leben eines Menschen sich dagegen dem Wort Jesu im Unglauben verschließt und darauf beharrt, alles selbst zu besorgen, dann ist dieses Leben auf Sand gebaut. Wen die Sorge besitzt, der steht in ihrem Bann und ist zutiefst unfrei. Wer auf sie sein Leben gründet, ist töricht. Gegenüber Krankheit und Tod erweist sie sich als völlig ohnmächtig.

Matthäus berichtet, das Volk habe sich über Jesu Lehre entsetzt (7, 28); „denn er lehrte sie mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten“ (7, 29). Die Vollmacht hat ihren Grund in der Sendung Jesu von Gott und aus Gott. Das ist eine einzigartige Sendung. Durch sie unterscheidet sich Jesus auch von Mose und den Propheten. Denn in ihm als dem Sohn redet Gott selbst. In diesem Sprechen wird das Ur-

teil über den Menschen laut. Es gilt vor Gott. Aber es gilt auch und gerade der Freispruch von dem Urteil. Denn es wird von Jesus gesprochen, der die Schuld des Menschengeschlechts stellvertretend auf sich nehmen wird (Mt 20, 28; 26, 26-28).

3.

Nun abschließend einen Blick auf den dritten Tätigkeitsbereich, den Matthäus ausdrücklich hervorgehoben hat: Jesus heilte. Seit der deistischen Kritik vor etwa 250 Jahren befindet sich die Theologie, allen voran die protestantische, in diesem Punkt auf dem Rückzug.

Die protestantische Theologie hat ohne zwingenden Grund die äußeren Wunder Jesu nach und nach preisgegeben und sich auf die angeblich inneren zurückgezogen. Dadurch ist ein Bild Jesu entstanden und in Theologie und Kirche zur Vorherrschaft gekommen, das dem im Neuen Testament bezeugten nicht entspricht. Denn die Evangelien sind angefüllt mit Berichten über Heilungen, Teufelsaustreibungen, Wunder- und Machttaten wie sogar Totenauferweckungen. Wenn sich Außenstehenden etwas in die Erinnerung eingepägt hat, dann waren es die „erstaunlichen Taten“ Jesu; so z.B. bei dem jüdischen Historiker Flavius Josephus (*Antiquitates Judaicae* 18, 63). Ein Indiz dafür, dass solche Taten geschehen sind, haben die jüdischen Gegner Jesu geliefert; denn sie bestritten nicht die Tatsächlichkeit der Machttaten Jesu, sondern deren Herkunft von Gott und schrieben sie dem Obersten der bösen Geister zu (Mk 3, 22 Par.). Es ist also

nicht nur theologisch, sondern auch historisch nicht vertretbar, die Machttaten Jesu generell zu bestreiten. Viele Historiker, die sich auf den sanften Nazarener beschränken wollten, haben in Wahrheit, wohl gegen ihre Absicht, ein nachnazarenisches Bild von Jesus gezeichnet.

Bei der Darstellung der Heilungstätigkeit Jesu beschränke ich mich auf die Heilung des Gelähmten. Dieses Begebnis hat sich tief eingepägt. Markus gibt die lebendigste Schilderung (Mk 2, 1-12). Matthäus fasst sich etwas kürzer (Mt 9, 1-8). Die sprachlich geschliffenste Darstellung findet sich bei Lukas (Lk 5, 17-26).

Jesus war wieder in Kapernaum. Als gehört wurde, er sei zu Hause, liefen viele zusammen, so dass sie keinen Platz mehr hatten, auch nicht vor der Tür. Während er ihnen das Wort sagte, brachten sie einen Gelähmten, von vier Mann getragen. Da sie nicht zu Jesus durchkamen, stiegen sie über eine Außentreppe aufs Dach, durchgruben die Lehmdecke und ließen die Bahre, darauf der Gelähmte lag, hinunter. Das war eine an Unverschämtheit grenzende Zudringlichkeit. Verzweifelt, aber findig. Sie ließen sich durch nichts daran hindern, zu Jesus zu gelangen.

Jesus hat darin Glauben gesehen und dem Gelähmten unversehens das Heil zugesprochen, das er mit der Verkündigung des Reiches Gottes bringt (Mk 2, 5): „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ Das ist ein majestätisches Wort – die Lossprechung von allem, was den Menschen von Gott, der Quelle des Lebens (Ps 36, 10), trennt. In ihm ist das ganze Evangelium enthalten. „Denn wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit“ (Luther).

An Jesu Zuspruch der Sündenvergebung nahmen die Schriftgelehrten Anstoß: „Er lästert! Wer kann Sünden vergeben außer dem *einen* Gott?“ (Mk 2, 7) Sie haben nicht wahrgenommen, dass Jesus den Zugang zu Gott geöffnet hat – aus Gnade allein. Jesus antwortete ihnen (Mk 2, 9-11): „Was ist leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Bahre und geh umher? Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden – sprach er zu dem Gelähmten: Ich sage dir, steh auf, nimm deine Bahre und geh nach Hause!“ Daran schließt sich unmittelbar der Ausführungsbericht an (Mk 2, 12): „Und er stand auf, nahm gleich die Bahre und ging hinaus vor aller Augen, so dass sich alle entsetzten und Gott priesen und sprachen: So etwas haben wir noch nie gesehen!“

Die Heilung des Gelähmten ist ein hervorragendes Beispiel für Jesu Heilungstätigkeit. Den synoptischen Berichten – grundlegend ist Mk 2, 1-12 – lässt sich entnehmen:

1. Die Heilung ist mit Jesu Wortverkündigung und Lehre verbunden.

2. Im Zentrum der Verkündigung Jesu steht der Zuspruch der Sündenvergebung. Diese ist Kern und Stern des Evangeliums. Sie wirkt Leben und Seligkeit; denn die Trennung von Gott, der Quelle des Lebens, ist aufgehoben.

3. Dass in ihr das Leben enthalten ist, bekräftigt Jesus durch die Heilung.

4. Die Heilung geschieht nicht durch irgendein Brimborium, sondern durch das Wort Jesu.

5. Dem Wort Jesu eignet Vollmacht im Sinne göttlicher Legitimation und schöpferischer Allmacht (*verbum efficax*).

6. „Nicht von der *abgeleiteten* Vollmacht eines ‚Gesandten‘ Gottes ist in V. 10 die Rede, sondern von der *unmittelbaren* Vollmacht Gottes selbst“ (O. Hofius, Neutestamentliche Studien, WUNT 132, Tübingen 2000, 42). In Jesus ist Gott selbst auf dem Plan. Er kann in eigener Autorität Sünden vergeben. Dafür gibt es im Judentum keine Parallele.

7. Das Vergebungswort Jesu schließt die Heilung im Sinne der Neuwerdung des Menschen ein. Diese ist bei dem Gelähmten zu Lebzeiten sichtbar geworden. Sie tritt bei allen, die an Jesu Wort glauben, in Kraft, sei es zu Lebzeiten oder im ewigen Leben.

Dazu am Schluss ein Hinweis auf den Apostel Paulus. Dieser hat dreimal zum Herrn um Heilung von seiner Krankheit gefleht und die Antwort erhalten (2. Kor 12, 9): „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Paulus ist nicht etwa an dem Vergebungswort Jesu irre geworden. Sein Zustand hat ihn in seinem apostolischen Werk vielmehr bekräftigt. Er war gewiss, dass die Heilung im ewigen Leben eingeschlossen sein würde.

(Berlin, 26. 02. 2017)

GOTT WAR IN CHRISTUS UND VERSÖHNTE DIE WELT MIT SICH SELBST

Der Tod Jesu Christi am Kreuz

Zu dem öffentlichen Wirken Jesu in Galiläa und Jerusalem in den Jahren 28-30 unserer Zeitrechnung gibt es keine Analogie. Es war ein Geschehen ohne Gleichen: Licht leuchtete auf in der Finsternis. Eine nicht geringere, vielmehr noch größere Aufmerksamkeit hat der Tod Jesu auf sich gezogen. Aber nicht deshalb, weil er das Leben und Wirken Jesu gewissermaßen abgerundet hätte. Die Gewaltbarkeit seines Geschicks lässt eine solche Deutung nicht zu. Es ist vielmehr erst die Auferstehung Jesu, die seinem Tod und seinem Wirken die Bedeutung erschlossen hat, die sie besitzen. Es ist eine einzigartige Bedeutung. Im Kreuz Jesu Christi schneiden sich Zeit und Ewigkeit. In ihm treten Licht und Finsternis endgültig auseinander. An ihm entscheiden sich Heil und Unheil.

Die Tatsächlichkeit der Kreuzigung Jesu ist unbestritten. Die Nachricht über Jesu gewaltsames Ende war bei Gegnern und Anhängern verbreitet und wurde nicht ernsthaft in Zweifel gezogen. Die Berichte der Evangelien über Jesu Tod sind so reich an Details, wie es kein anderer Bericht über das Leiden und Sterben eines Menschen in der Antike ist. Sie gehen in ihrem Kern auf Augenzeugen zurück. Einzelne Stationen des Weges Jesu in den Tod sind noch heute in Jerusalem zu besichtigen.

Dazu hat die moderne Archäologie einen erheblichen Beitrag geleistet. Forschungen zum jüdischen und römischen Strafrecht in der Antike haben das Verständnis des Prozesses Jesu außerdem vertieft.

Die Skepsis in den beiden vergangenen Jahrhunderten gegenüber der Zuverlässigkeit der Passionsgeschichte war überzogen und wissenschaftlich nicht gerechtfertigt. Unter dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit hat man vielmehr den Hoheitsanspruch Jesu zu untergraben versucht. Aber das war so wenig wissenschaftlich, wie es ein Fundamentalismus ist, der den Glauben in die Abhängigkeit von einzelnen historischen Begebenheiten bringt. Die Bedeutung des Geschehens am Kreuz lässt sich allein aus dem Zeugnis der Apostel und Evangelisten erschließen, denen ihrerseits die Einzigartigkeit des Verhältnisses des einen Gottes zu dem einen Sohn Gottes Jesus Christus aus der Einsicht und Kraft des Geistes Gottes erschlossen worden ist.

Zunächst gebe ich einen gerafften Überblick über die letzten Tage Jesu bis zu seinem Tod am Kreuz. Danach wende ich mich der Heilsbedeutung des Todes Jesu zu.

1.

Die Evangelisten verkündigen, indem sie das Leiden und Sterben Jesu erzählen, und indem sie berichten, was sich begeben hat, entfalten sie das Heilsgeschehen. Bei ihnen sind also von vornherein und in bewusster Absicht Geschichtsdarstellung und Verkündigung miteinander verschmolzen. Deshalb hat man sich vor der Alternative zu hüten,

sie seien entweder das eine oder das andere. Diese alternative Zuspitzung ist falsch und führt auf Abwege; denn die Evangelien sind beides zugleich. Sachgerecht ist daher allein die Interpretation, die beiden Dimensionen, der geschichtlichen wie der kerygmatischen, in ihrer in den Evangelien zum Ausdruck gebrachten Zusammengehörigkeit Rechnung trägt.

Die letzten Tage Jesu sind bis zum Rande gefüllt mit erschütternden Ereignissen, mit Verrat, erschreckender Grausamkeit, aber auch mit beschwingter Huldigung, Reinigung, Jüngerbelehrung und der Überwindung der Anfechtung des Todes im Glauben. Nur Ausschnitte können hier zur Sprache kommen. Ich orientiere mich dabei an dem zeitlichen Ablauf. Nach Markus, dem ältesten Evangelium, drängen sich die Ereignisse in sechs Tagen zusammen.

Am ersten Tag, nach dem Kirchenjahr der Palmsonntag, zieht Jesus vom Ölberg aus in Jerusalem ein (Mk 11, 1-10 Par.). Es ist der Einzug eines Königs, aber er erfolgt nicht mit Flitter und Pomp, sondern auf einem Eselsfüllen. Gerade einen solchen Einzug hat Jesus gewollt – ohne Gepränge, vielmehr arm und sanftmütig, also ganz auf Gott bezogen und angewiesen, aber von Gott gesandt und autorisiert. Bei Jesu Einzug tritt Gottes Hoheit so in Erscheinung, „dass er nicht wegen seiner Macht gefürchtet, sondern wegen seiner Freundlichkeit geliebt würde“ (Johannes Chrysostomus). Aus der Menge – an den Passatagen war Jerusalem gefüllt mit unzähligen Festpilgern – wird Jesus als dem messianischen König gehuldigt (Mk 11, 9 Par.): „Hosianna! Gelobt sei, der da kommt

im Namen des Herrn!“ Öffentlich, in der heiligen Stadt, ist Jesus zu seinem Volk gekommen. Die Initiative liegt allein bei ihm. Selbst seine Jünger verstehen den Einzug nicht wirklich (Joh 12, 16). Jesu Königsherrschaft ist noch unter dem Gegenteil verborgen.

Am Ende des Tages geht Jesus in den Tempel in Jerusalem, schaut sich in ihm um und zieht danach mit den Zwölfen nach Betanien hinaus (Mk 11, 11), um dort über Nacht zu bleiben (Mt 21, 17). Das Dorf liegt etwa 3 km von Jerusalem östlich vom Ölberg an der Straße nach Jericho. Es ist die Heimat von Lazarus, Maria und Marta (Joh 11, 1) sowie Simons des Aussätzigen (Mk 14, 3; Mt 26, 6). In Betanien hat Jesus während der Passage Quartier genommen. Am Morgen bricht er jeweils von dort auf (Mk 11, 12); am Abend kehrt er von Jerusalem dorthin zurück (Mk 11, 19 f. 27).

Am nächsten Tag (Mk 11, 12), dem Montag der Karwoche, führt der Weg von Betanien direkt in den Tempelbezirk, wo Jesus – vermutlich in der Königlichen Säulenhalle – die Tempelreinigung vollzieht (Mk 11, 15-17 Par.). Das Hinaustreiben der Händler und Geldwechsler ist Ausdruck seines heiligen Zornes über die Umwandlung des „Bethauses“ in eine „Räuberhöhle“. In dieser Handlung liegt eine Vorabbildung des Gerichtes, das den Tempel treffen wird. Die Gleichgültigkeit gegen Gott, welcher gerade der Tempelbetrieb Vorschub leistet, ist die Wurzel alles Bösen. Dass Jesus sich hier kompromisslos zeigt, erweist ihn als den, der im Namen des Herrn kommt (Mk 11, 10 Par.). Bei den Hohenpriestern, die geschäftlich involviert

waren, und den Schriftgelehrten bringt sich Jesus dadurch in Todesgefahr (Mk 11, 18).

Die Tempelreinigung erregt auch heute bei denen Anstoß, die Jesus auf ein vorgefasstes Bild von der Menschlichkeit des Menschen festlegen wollen. Es ist die Vorstellung von einer Humanität, die Gottes nicht zu bedürfen meint, mit der sich der Mensch in Wahrheit aber gegen Gott prinzipiell verschließt. In dieses hochideologisierte, pazifistische Menschenbild passt Jesus nicht nur nicht hinein, er steht vielmehr im schroffen Gegensatz zu ihm. Die Gottabgewandtheit des Menschen wird von Jesus in keiner Weise, auch nicht in pazifistischer Form, ins Recht gesetzt. Sie verfällt vielmehr dem Gericht und muss ihm verfallen, weil Gott Gott ist.

Der dritte Tag ist mit Streitgesprächen und Lehrreden angefüllt. Diese reichen von der Vollmachtsfrage (Mk 11, 27-33 Par.) bis zur Rede über die Endzeit (Mk 13 Par.). Die Streitgespräche werden mit Hohenpriestern, Schriftgelehrten, Pharisäern und Sadduzäern im Tempel geführt; die Lehrunterweisung über die Endzeit gibt Jesus den Jüngern am Ölberg gegenüber dem Tempel (Mk 13, 3). Die Obersten des Volkes wollen Jesus beseitigen, suchen aber einen Aufruhr im Volk, das wegen der Menge der Festpilger nur schwer kontrolliert werden kann, unbedingt zu vermeiden (Mk 11, 32; 12, 37; 14, 2 Par.).

Der Volksmenge wird nicht bewusst gewesen sein, dass sie vor Jesus eine unsichtbare Schutzmauer errichtet hat. Der Aufschub, den Jesus dadurch erhält, währt aber nur kurz. Die Tötungsab-

sicht steht bei den Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Ältesten bereits fest. Am vierten Tag, dem Mittwoch der Karwoche, beraten sie im Palast des Hohenpriesters Kaiphas, wie sie Jesus mit List ergreifen und töten können (Mt 26, 4; Mk 14, 1). Es muss ihnen sehr zupass gekommen sein, dass Judas Iskariot, einer von den Zwölfen, zu erkennen gibt, Jesus verraten zu wollen (Mk 14, 10 f. Par.). Das ist undenkbar, aber es geschieht. Es „ist nicht die Welt, die über ihn Macht gewinnt, sondern jetzt wird Jesus von den Seinen ausgeliefert, preisgegeben, aufgegeben“ (D. Bonhoeffer, Werke, Bd. 14, Gütersloh 1996, 974). Doch zwischen Todesbeschluss und Verrat wird noch eine Tat selbstvergessener Liebe Ereignis: Die Salbung Jesu in Betanien (Mk 14, 3-9 Par.). Was die Jünger für Verschwendung halten, ist in Wirklichkeit die Salbung des Todgeweihten. Ihrer bedarf es jetzt und nicht nach seinem Tod.

Am fünften Tag, dem Gründonnerstag, tritt das Passionsgeschehen in die letzte und entscheidende Phase ein. Der Tag beginnt mit den Vorbereitungen auf das Passamahl (Mk 14, 12 ff. Par.). Dieses muss innerhalb der Mauern von Jerusalem eingenommen werden. Das geschieht dann bei Einbruch der Nacht. Im Verlauf des Mahles übereignet Jesus sich selbst, seinen Leib und Blut, den Jüngern und darüber hinaus den „Vielen“ (Mk 14, 24). Mit dem Abendmahl stiftet er den neuen Bund. Der Verräter ist noch dabei. Nach dem Mahl gehen Jesus und die verbleibenden Jünger über das Kidrontal zu dem nahegelegenen Ölberg und halten sich auf einem Gartengrundstück, Gethsemane, auf.

Gethsemane ist die Feuerprobe auf alles, was Jesus bis dahin entschieden, gelehrt und getan hat. In der Versuchung in der Wüste hat Jesus dem Satan eine Absage erteilt. Er sollte die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit bekommen, sie aber nicht im Einklang mit Gott regieren, sondern gegen ihn (Mt 4, 8 ff. Par.). Das hat Jesus zurückgewiesen. Überhaupt, dass Gottes Wille geschehe, darauf ist es Jesus angekommen, nicht auf die Gesetzesobservanz der Schriftgelehrten und Pharisäer, durch die Gott und sein Wille in der Wirklichkeit vielmehr zugedeckt werden. Auch der Opferdienst im Tempel führt die Versöhnung mit Gott nicht herauf, sondern er läuft ins Leere. Das hat Jesus unmissverständlich zum Ausdruck gebracht. Mit alledem hat er abgeschlossen. Aber die Mächte der Finsternis auf der einen Seite und die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer auf der anderen Seite haben keineswegs mit ihm abgeschlossen! Das ist Jesus auch sehr wohl bewusst. Er weiß, dass alles auf eine letzte Entscheidung zuläuft. Und diese Stunde ist nun gekommen. Was sie einschließt, das kommt im Gebetsringen Jesu in Gethsemane am Fuße des Ölbergs zum Austrag.

Mk 14, 33-36 Par. wird berichtet: Jesus „nahm Petrus, Jakobus und Johannes mit sich und fing an, sich zu entsetzen und zu erbeben, und sprach zu ihnen: Tiefbetrübt ist meine Seele, bis an den Tod; bleibt hier und wachet! Und er ging ein wenig weiter, warf sich auf die Erde und betete, dass, wenn es möglich wäre, die Stunde an ihm vorüberginge. Und er sprach: Abba, Vater, alles ist dir möglich; nimm diesen Kelch von mir; doch nicht, was ich will, sondern

was du willst!“ Mit den Evangelisten Markus und Matthäus ist zu unterstreichen: Jesus wird von grenzenlosem Entsetzen ergriffen. Er erbebt. Den Jüngern klagt er die tiefe, vom drohenden Tod hervorgerufene Betrübniß seiner Seele. Er wirft sich zu Boden und bittet Gott flehentlich, die Stunde, in der sich alles gegen ihn zuspitzt, möchte an ihm vorübergehen. Die Jünger sind Zeugen, dass Jesus mit Gott allein ist. Er ringt mit dem, der alles lenkt und alles vermag. Eben diesen ruft er mit „Abba, Vater!“ an. Seine Bitte ist dringlich, aber ihre Erfüllung stellt er Gottes Willen anheim.

Dass Jesus in einen Zustand unausdenkbarer Seelennot und Angst versetzt wird, das hat seinen Grund nicht etwa in kreatürlicher Todesfurcht. Das eröffnet ihm vielmehr der Blick auf den Kelch, den er zu leeren hat. Dieser ist bis an den Rand gefüllt mit Gottes Zorn über die Sünde der Welt. Über Jesus, den Sohn Gottes, soll das Zorngericht Gottes ergehen; auf ihn soll der Fluch, der von Gott scheidet, stellvertretend abgeladen werden. Das wirft ihn zu Boden und treibt ihn in flehentliches Gebet (s. a. Hebr 5, 7). Der Sohn Gottes sucht sich im Gebet in Einklang zu bringen mit Gott, dem Vater. Ist es Gott, der den Fluch auf ihn lädt, dann wird die Last des Fluches dadurch nicht gemildert. Aber es ist Gott, der Vater, der das will. Dessen vergewissert sich Jesus. Als er darüber die Gewissheit erlangt, zeigt er sich zu allem entschlossen und bereit: „Steht auf, lasst uns gehen!“ (Mk 14, 42 / Mt 26, 46)

Noch in derselben Nacht, der Nacht vom fünften auf den sechsten Tag, wird Jesus gefangenge-

nommen (Mk 14, 43-52 Par.). Nicht von einer römischen Besatzungstruppe, sondern von der Tempelwache, die im Auftrag des Hohen Rates handelt. Sie wird von Judas an den Ort geführt, wo sich Jesus aufhält. Nur um diesen geht es. Damit die Wache in der Dunkelheit der Nacht nicht fehlgreift, begrüßt der Verräter Jesus mit einem Kuss, dem vereinbarten Erkennungszeichen. Solange Jesus in der Öffentlichkeit wirkte, hat man ihn nicht anzutasten gewagt. Es geschieht bei Nacht. Das ist – stellt Jesus lapidar fest – „eure Stunde und die Macht der Finsternis“ (Lk 22, 53).

Am Morgen des sechsten Tages, dem Karfreitag, wird Jesus verurteilt. Das geschieht in zwei Schritten. Zunächst vom Hohen Rat, der obersten Behörde des jüdischen Volkes, unter dem Vorsitz des Hohenpriesters (Mk 14, 53 ff. Par.). Jesus wird beschuldigt, ein messianischer Prätendent und Aufrehrer zu sein. Danach von dem römischen Präfekten Pontius Pilatus, der sich um innerjüdische Streitigkeiten nicht kümmert, aber eingreifen muss, wenn die römische Herrschaft in Palästina bedroht erscheint (Mk 15, 1 ff. Par.). Jesus wird von dem Hohen Rat unterstellt, es ginge eine Gefährdung für Rom von ihm aus. Wenn Pilatus nicht die Todesstrafe über ihn ausspreche, könne er nicht der Freund des Kaisers sein (Joh 19, 12). Pilatus spricht sie aus, nach römischem Brauch am Morgen, obwohl er von Jesu Schuld nicht überzeugt ist. Er lässt statt seiner Barrabas auf Betreiben der Hohenpriester, die den Pöbel aufwiegeln, freigeben. Dieser war im Unterschied zu Jesus tatsächlich ein Unruhestifter (Mk 15, 6-15 Par.).

„Und sie führten Jesus hinaus, dass sie ihn kreuzigten.“ Was Markus (15, 20) mit diesem einen Wort aussagt, umfasst eine Welt des Schreckens, Grauens und der Schmerzen. Die Strafe der Kreuzigung, zuerst von den Persern angewandt, war die grausamste und barbarischste Hinrichtungsart der Antike. Sie ist über Jesus verhängt und an ihm vollzogen worden. Der Weg Jesu zur Hinrichtungsstätte Golgatha, unmittelbar vor der Stadt gelegen, war nicht weit. Gleichwohl konnte er den Querbalken des Kreuzes, geschwächt durch die Geißelung, nicht selbst tragen. Die Soldaten zwangen Simon von Kyrene, einen Vorübergehenden, den Balken für Jesus zu tragen (Mk 15, 21 Par.). An der Hinrichtungsstätte wurde der Verurteilte an diesen Querbalken angenagelt und an dem Pfahl hochgezogen. Der Eintritt des Todes konnte sich hinziehen. Jesus wurde am Vormittag ans Kreuz geschlagen und starb am Nachmittag (Mk 15, 33. 37 Par.). Das war der Rüsttag auf den Sabbat, also ein Freitag. (Das wahrscheinlichste Datum der Kreuzigung Jesu ist der 15. Nisan (8. April) des Jahres 30 n. Chr.)

Nach 5. Mose 21, 22 f. durfte ein Hingerichteter nicht über Nacht hängen bleiben. So ist Jesus noch am selben Tag bestattet worden. Josef von Arimathäa, „ein angesehener Ratsherr“ (Mk 15, 43), hat die Freigabe des Leichnams bei Pilatus erwirkt. Jesus wurde in einem Felsengrab, verschließbar mit einem Rollstein, in unmittelbarer Nähe der Hinrichtungsstätte in einer jüdischen Gräberanlage bestattet (Mk 15, 46 Par.).

Die Tage von Palmsonntag bis Karfreitag sind, nimmt man den darauf folgenden Sabbat, an dem Jesus im Grab lag, also nicht scheinbar, sondern wirklich tot war, und den Auferstehungssonntag hinzu, die gefüllteste Zeit der Weltgeschichte. Diese hat von Jesus Christus freilich zunächst kaum Notiz genommen. Später fing sie an, die Jahre nach Christus zu zählen.

2.

Soviel zu den letzten Tagen Jesu. Nun ist noch die Bedeutung seines Todes am Kreuz zu entfalten.

„Ein Aufgehängter ist verflucht bei Gott.“ Mit Bezug auf dieses Wort aus 5. Mose 21, 23 schreibt Paulus über den Kreuzestod Jesu Christi an die Galater (3, 13): „Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, indem er für uns zum Fluch wurde.“ Einer tritt an die Stelle aller vor Gott. Das Urteil des Gesetzes Gottes über die Sünde hebt Christus nicht willkürlich auf. Er lässt vielmehr dieses vernichtende Urteil an sich selbst zur Auswirkung kommen. So wirklich, wie Christus am Kreuz hing, so wirklich hat er vom Fluch, den Gott durch das Gesetz über die Sünde ausgesprochen hat, erlöst – alle, also auch „uns“, und zwar so, dass er ihn stellvertretend für alle auf sich genommen hat.

Gal 3, 13 ist eine Grundstelle der christlichen Lehre. Welche Bedeutung ihr zukommt, lässt sich an Luthers Auslegung der Stelle aus dem Jahr 1531 ermessen. Sie umfasst mehr als 20 Seiten. Ich führe einige Zitate an; übersetzt aus dem Lateinischen.

„Der ganze Nachdruck liegt auf dem ‚für uns‘“ (WA 40 I, 433, 16 f.). Was seine Person betrifft, war Christus unschuldig (433, 17 f.). Aber er musste verurteilt werden, weil er in Person alle Sünder vertreten hat (433, 19 ff.). „Christus hat alle unsere Sünden auf sich genommen und ist für sie am Kreuz gestorben“ (433, 23 f.). Deshalb musste er „den Übeltätern gleichgerechnet werden“ (Jes 53, 12; 433, 24 f.). Zusammengefasst: Christus hat alle Sünden aller (Menschen) an seinem Leib getragen (433, 32). Das Gesetz ist über ihn hergefallen und hat ihn getötet. „Durch diese Tat ist die ganze Welt gereinigt und von allen Sünden entsühnt. Folglich ist auch die Freiheit vom Tod und allen Übeln gegeben“ (438, 13-15). „Nach der Theologie des Paulus ist nunmehr keine Sünde, kein Tod und kein Fluch mehr in der Welt, sondern sie liegen auf Christus, der als das Lamm Gottes die Sünde der Welt trägt; der zum Fluch gemacht ist, damit er uns vom Fluch befreie“ (445, 19-22).

Eine sachlich parallele Aussage macht Paulus 2. Kor 5, 21: Gott „hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht“. Was Christus nicht ist, der Sünde schuldig, das hat Gott aus ihm gemacht! Sünde ist das, was gegen Gottes Willen steht und seine Existenz negiert. Also das schlechthin Widergöttliche macht Gott aus seinem Sohn, indem er ihm die Sünde aller Menschen auflädt. Gott tauscht die Schuldigen mit dem einen Unschuldigen aus und vollzieht das Gericht über die Sünde, indem er Christus in die Gottverlassenheit des Fluchtodes am Kreuz dahingibt.

Der entscheidende Gesichtspunkt ist: Gott ist das Subjekt dieser Tat; *er* ist der Handelnde. Nach außen hin stellt es sich als Zufall dar, dass die Jünger vor dem Einzug in Jerusalem das Eselsfüllen vorfinden (Mk 11, 2 ff. Par.). Aber das Zufällige ist von Gottes Willen umgriffen. Es kommt allein das zur Auswirkung, was Gott will. Das Gericht über die Sünde im Sühnetod Jesu Christi am Kreuz ist Gottes Tat der Versöhnung mit dem von ihm abgefallenen Menschengeschlecht. Diese Tat beruht auf Gottes Heilsabsicht und Heilswillen. Mit diesem Willen hat sich Jesus in Gethsemane in Einklang gebracht (Mk 14, 36 ff. Par.). Die Tat der Versöhnung Gottes mit der Welt ist aus der Handlungseinheit Gottes des Vaters mit seinem Sohn erfolgt. Sie ist der Erweis der Liebe Gottes (2. Kor 5, 14 f.; Röm 5, 8 u. a.).

Die Seins- und Handlungseinheit zwischen Gott, dem Vater, und Jesus, dem Sohn Gottes, unterstreicht Paulus 2. Kor 5, 19: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst.“ Gott war in dem gekreuzigten Christus, der „für alle gestorben ist“ (5, 14). Welcher Gott war in Christus? Das ist für Paulus klar: Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Der in der Geschichte Israels gehandelt und durch die Propheten geredet hat. Vor dem die Völker wie ein Tropfen am Eimer geachtet sind (Jes 40, 15). *Dieser* war in Christus. Er hat in der Einheit mit ihm die Welt mit sich selbst versöhnt, indem er deren Abfall von Gott und deren Feindschaft gegen Gott seinem menschengewordenen Sohn zugerechnet und an ihm statt an den Sündern geahndet hat. Das war heilsnotwendig, weil die Menschheit ohne das Todesgericht

über die Sünde der Sünde und der Macht des Todes unterworfen und von Gottes Reich ausgeschlossen geblieben wäre.

Die Tat der Versöhnung ist einmal und ein- für allemal am Kreuz geschehen. Durch sie hat Gott die Welt mit sich selbst versöhnt. Der Zugang zu Gott, verschlossen gewesen durch die Sünde, steht nunmehr offen. Denn Gott „rechnet ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung“ (2. Kor 5, 19). Das Wort von der Versöhnung ist das Evangelium. Es hat die Tat der Versöhnung zum Inhalt. Weil das Evangelium Christus und sein in der Einheit mit Gott dem Vater vollzogenes Versöhnungswerk am Kreuz zum Inhalt hat, darum ist das Evangelium tathaftes, wirksames Wort. Es ist die „Kraft Gottes“ (Röm 1, 16), die denen, die dem Evangelium glauben, an der Gerechtigkeit Gottes Anteil gibt (Röm 1, 17; 2. Kor 5, 21), und eine „neue Kreatur“ (2. Kor 5, 17) heraufführt.

Damit uns die Tat der Versöhnung durch das Wort von der Versöhnung als neuschaffende Kraft erreicht, hat Gott „uns das Amt gegeben, das die Versöhnung verkündigt“ (2. Kor 5, 18). Ich weise am Schluss nur auf den Zusammenhang von Tat, Wort und Amt der Versöhnung hin, entfalte ihn aber nicht näher. Es genügt zu sehen, dass er besteht und dass Gott das Amt eingesetzt hat, um uns durch den Glauben an das Evangelium in das Versöhnungsgeschehen einzubeziehen, das am Karfreitag Ereignis geworden ist.

Im Tod Jesu Christi am Kreuz hat Gott Sünde und Tod „verschlungen“ (Luther). Der Weg Jesu

Christi in den Tod ist der Weg, auf dem uns Gott wieder in das Leben führt und an seinem Leben, dem ewigen Leben, Anteil gibt.

(Berlin, 26. 03. 2017; Braunschweig, 11. 04. 2017)

DER HERR IST WAHRHAFTIG AUFERSTANDEN

Die Auferstehung Jesu Christi

Der Tod ist etwas Entsetzliches. Im Angesicht des Todes wird alles bedeutungslos. Wer den Tod verniedlicht, zeigt damit, dass er sich selbst nicht ernst nimmt. Daran haben wir uns zu Beginn dieser Vortragsreihe durch Tolstoj, Heidegger und die Psalmen erinnern lassen.

Die Gewalt, Unerbittlichkeit und Übermacht des Todes schließen es aus, dass ein Mensch, der stirbt, wieder aufsteht. Dagegen spricht alles mit Entschiedenheit, was wir über den Menschen wissen. Dazu reichen seine Möglichkeiten nicht aus. Der Tod zieht eine Grenze, die unüberschreitbar ist.

Den Bekenntnissatz „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden“ hat Lukas niedergeschrieben (Lk 24, 34). Er war Arzt, der wusste, welche Grenzen dem Menschen gesetzt sind. Das wussten auch die anderen Evangelisten und Apostel. Der Spott, der Paulus auf dem Areopag in Athen entgegenschlug, als er von der Auferstehung der Toten sprach (Apg 17, 32), dürfte ihn weder überrascht noch aus dem Konzept gebracht haben.

Fedor M. Dostojewski (1821-1881) hat empfohlen, man müsse sich zunächst vor Augen führen lassen, was es heißt, dass Christus am Kreuz hingerichtet und getötet wurde. Zum Beispiel durch ein Bild von Holbein, von Grünewald oder Rembrandt. Etwa die Kreuzabnahme von Rembrandt, die zwi-

schen 1633-39 entstanden ist und in der Alten Pinakothek in München besichtigt werden kann. Fünf Personen sind nötig, um den erschlafte Leichnam Jesu vom Kreuz herabzulassen. Die leblosen Arme baumeln nach unten. Auf den Gesichtern der Danebenstehenden malt sich die menschliche Hilflosigkeit und das Grauen, das von der Nähe des Todes hervorgerufen wird. Nur vor diesem Hintergrund kann die Ungeheuerlichkeit ermessen werden, die in der Aussage liegt, Christus sei auferstanden.

Es führt nicht zur Auferstehungsbotschaft hin, sondern von ihr weg, wenn man sie, wie es seit der Aufklärung häufig geschehen ist, mit dem Bild von der wiedererwachenden Natur im Frühling zu verdeutlichen sucht. Sie erschließt sich auch nicht durch das „Stirb und werde!“ Goethes. Keiner wusste das übrigens besser als Goethe selbst. Mit dem Bekenntnis zur Auferstehung Jesu Christi ist ohne Abstriche gemeint, dass der gekreuzigte, zu Tode gemarterte und ins Grab gelegte Jesus lebhaftig am dritten Tag vom Tod auferstanden ist. Auf Verkürzungen, Abschwächungen und Umdeutungen sollte man sich nicht einlassen. Vielmehr sollte man dem biblischen Zeugnis von der Auferstehung Jesu die Ehre erweisen, auf sie mit gespanntester Aufmerksamkeit zu hören.

Dazu möchte ich beitragen. Zunächst im Hören auf die synoptischen Auferstehungsberichte. Grundlegend ist der von Markus. Sodann soll die Aufmerksamkeit den Erscheinungsgeschichten gelten. Am Schluss steht eine Zusammenfassung auf der Grundlage des ältesten Auferstehungsbekenntnisses.

1.

„Da waren auch Frauen, die von ferne zuschauten, unter ihnen Maria von Magdala und Maria, die Mutter Jakobus' des Jüngeren und des Joses, und Salome“, berichtet Markus (15, 40). Diese sahen, wo der Leichnam Jesu hingelegt wurde (15, 47). Mit der Grablegung Jesu endet die Passionsgeschichte. Danach setzen die Evangelisten neu ein, aber mit ausdrücklichem Bezug auf den Passionsbericht. Mk 16, 1 f. Par. beginnt mit einer Zeitangabe: „Als der Sabbat vorüber war, kauften Maria von Magdala und Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome wohlriechende Öle, um hinzugehen und ihn zu salben. In aller Frühe, am ersten Tag der Woche, kamen sie zum Grab, als die Sonne aufging.“

Bringen wir uns in Erinnerung: Am Freitag, dem Rüsttag vor dem Sabbat, unserem Karfreitag, ist Jesus gekreuzigt und noch am selben Tag bestattet worden. Es folgt der Sabbat, an dem Jesus im Grab lag. Nach der jüdischen Zeitrechnung beginnt der Tag am vorausgehenden Abend. Am Abend, nach dem Ende des Sabbats, haben sich die Frauen mit Kräuterölen und anderen Spezereien versorgt. Der Gang zu dem nahegelegenen und ihnen bekannten Grab fällt in die Morgendämmerung des ersten Tages der Woche, also – nach unserer Zählung – auf den Sonntagmorgen. Das ist, wobei der Karfreitag mitzuzählen ist, der dritte Tag.

Die Frauen fanden jedoch keineswegs vor, was sie erwartet hatten. Der Roll- und Verschlussstein vor

dem Felsengrab war weggewälzt (Mk 16, 4; Lk 24, 2), und die Bank, auf der der Leichnam in der Grabkammer ausgestreckt lag, war leer. Worin der Triumph über den Tod besteht, in der Auferstehung des Gekreuzigten, das kam für die Frauen gänzlich unerwartet, das hat sie in Verwirrung gestürzt und ihnen eine Verlegenheit bereitet. Es hat sie vor die verzweifelte Frage gestellt, wo denn der Leichnam geblieben sei (Joh 20, 2). Bei den jüdischen Gegnern hat es das Gerücht aufgebracht, die Jünger hätten ihn in der Nacht gestohlen (Mt 28, 13).

Doch ein Toter, den man vom Kreuz abgenommen hat, motiviert wohl kaum zum Leichen-diebstahl. Der, von dem die Jünger gehofft hatten, er werde Israel erlösen (Lk 24, 21), ist als Gottverlassener am Kreuz gestorben (Mk 15, 35-37 Par.). Die Bewegung um Jesus, die so verheißungsvoll begonnen hatte, war am Ende. Den Jüngern und Frauen, die ihm nachgefolgt waren, blieb nur noch, den Leichnam Jesu gemäß den überkommenen Bräuchen zu versorgen, um die übereilte Bestattung vor dem Sabbat unmittelbar nach dem Sabbat zum Abschluss zu bringen. Genau das dürften die Frauen und Jünger beabsichtigt haben. Das kann man aus dem Ende Johannes des Täufers schließen. Als dessen Jünger von der Enthauptung gehört hatten, waren sie herbeigeeilt, um seine Leiche in einem Grab beizusetzen (Mk 6, 29 Par.). Es spricht alles dafür, dass die Jüngerinnen und Jünger Jesu ähnlich handeln wollten und gehandelt hätten, wenn ihnen der Leichnam Jesu zur Verfügung gestanden hätte.

Aber das Grab war leer! Sie konnten sich nicht erklären, warum. An eine Auferstehung haben sie

nicht gedacht. Das musste den Frauen von einem Engel eröffnet werden, verbunden mit einer Ermutigung (Mk 16, 6 Par.): „Entsetzt euch nicht! Jesus sucht ihr, den Nazarener, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier.“ Aber auch und gerade diese Botschaft hat ihre Lage zunächst nicht erleichtert, sondern außerordentlich erschwert (vgl. P. Stuhlmacher, Was geschah auf Golgatha? Stuttgart 1998, 49-51). Mit der Bestattung eines messianischen Märtyrers, der zwar am Ende scheiterte, aber doch eine gute Sache vertrat, wäre leichter umzugehen gewesen. Mit der Botschaft von der Auferstehung waren sie dagegen neuen, unerwarteten Unwägbarkeiten und Anfeindungen ausgesetzt.

Daraus ergibt sich: Im Gegensatz zu einer häufig kolportierten Hypothese in der Forschung ist Mk 16, 1-8 nicht nachträglich gebildet worden, um von der leiblichen Auferstehung zu überzeugen. Vielmehr handelt es sich um einen äußerst spröden Text, der auf alte Überlieferung zurückgeht. In ihm spiegelt sich die Fassungslosigkeit der Anhängerschaft Jesu angesichts der Leerheit seines Grabes wider. Aus der Feststellung, dass das Grab leer war, erwächst freilich noch nicht der Auferstehungsglaube. Andererseits wäre es undenkbar gewesen, Jesus als den Auferstandenen zu verkündigen, wenn man den Gegenbeweis durch den Gang zum Grab hätte führen können. Die Entdeckung des leeren Grabes gehört zu den Voraussetzungen der Auferstehungsverkündigung, begründet diese aber nicht. Diese gründet sich darauf, dass sich Jesus selbst als der Auferstandene zu erkennen gibt.

2.

Die Auferstehung des geschundenen, gekreuzigten und begrabenen Jesus stellt eine beispiel- und analogielose Machttat dar, die auf der Allmacht Gottes des Schöpfers beruht. Sie wird von allen Schriften des Neuen Testaments vorausgesetzt, in den Schlusskapiteln aller vier Evangelien bezeugt und in einschlägigen Stellen der Briefe festgestellt, bekannt sowie in ihrer Tragweite und Bedeutung entfaltet. Aber der Vorgang der Auferstehung selbst wird nirgendwo beschrieben. Das wäre eine Grenzüberschreitung gewesen. Warum, darauf komme ich am Schluss zurück. Zuvor möchte ich auf die Erscheinungsgeschichten eingehen. Das ist zwar nur in Auswahl möglich, aber sachlich unumgänglich. Denn das Auferstehungsbekenntnis, die Auferstehungsverkündigung und der Auferstehungsglaube der Jüngerinnen und Jünger basieren auf der Erscheinung und Selbstbekundung des auferstandenen Christus.

Die schönste, anrührendste und zugleich wohl subtilste Erscheinungsgeschichte steht Joh 20, 11-18: Jesus erscheint Maria von Magdala. Diese stammte aus Galiläa, war von Jesus geheilt worden und war eine der Augenzeuginnen der Exekution Jesu am Kreuz. Sie stand am Grab Jesu und trauerte. Der Evangelist berichtet (20, 14-16): ... „sie sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn (sc. den Leichnam) weggenommen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast;

dann will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Mein Lehrer!“

Maria von Magdala gehört zu den Frauen, die früh am Sonntagmorgen zum Grab gehen (Mk 16, 1 Par.). Nach der bestürzenden Entdeckung des leeren Grabes läuft sie zu Petrus und den anderen Jüngern und informiert sie (Joh 20, 2). Petrus und Johannes rennen zum Grab und finden es leer (Joh 20, 3 ff.). Sie sind offenbar ratlos und gehen wieder heim (Joh 20, 10). Maria von Magdala dagegen harret am Grab aus und weint, weil sie es nicht verwinden kann, dass der Leichnam nicht da ist (Joh 20, 11 ff.). Dann folgt die Erscheinungs- und Erkennungsszene. Zunächst: Maria sieht Jesus, und zwar nicht im Traum und nicht als Phantom, sondern sie sieht ihn „stehen“, aber sie erkennt ihn nicht (Joh 20, 14). Darauf wiederholt Jesus die zuvor vom Engel gestellte Frage: „Wen suchst du?“ Doch er verhüllt seine Identität dadurch noch mehr. Maria hält ihn für den Gärtner und fragt erneut verzweifelt nach dem Verbleib des Leichnams. Darauf „spricht Jesus zu ihr: Maria!“ Er nennt nur ihren Namen. Aber darin ist alles enthalten. Als die bei ihrem Namen Gerufene erkennt Maria den, der die Seinen kennt und der sein Leben für sie lässt (Joh 10, 14 f.). Sie ruft ihrerseits aus: „Rabbuni! Mein Lehrer!“ In diesem Ausruf, der zugleich ein Anruf ist, wird die tief bewegte, ebenso respektvolle wie innige, uneingeschränkte Wiedererkennung zum Heilswiderfahrnis.

Ich beschränke mich hier auf die Nacherzählung. Die Auswertung folgt später. Erst ist noch auf

andere Erscheinungsgeschichten zu hören. Lukas berichtet von zwei Jüngern, die am Auferstehungstag von Jerusalem nach Emmaus unterwegs sind (Lk 24, 13-35). Sie sind verdrossen; heute würde man wohl sagen „frustriert“. Die Hoffnung, die sie auf Jesus gesetzt hatten, wurde enttäuscht. Aus der Nachricht, Frauen hätten das Grab leer gefunden, schöpfen sie keine Zuversicht. Jedoch, es geschieht: Jesus gesellt sich zu ihnen auf dem Weg. „Aber ihre Augen wurden gehalten, dass sie ihn nicht erkannten“ (24, 16). Sie stoßen sich am Kreuz, wie sich Petrus und die anderen Jünger vor der Kreuzigung daran gestoßen haben. Dagegen wendet Jesus ein: „Musste nicht Christus dies erleiden, um in seine Herrlichkeit zu kommen? Und er fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm gesagt war.“ (24, 26 f.) Als sie dann im Dorf anlangen, stellt sich Jesus so, als wollte er weitergehen. Aber sie nötigen ihn zu bleiben. Bei Tisch geschieht es: Jesus nimmt das Brot, dankt, bricht's und verteilt es. „Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen“ (24, 31). Daraufhin brechen sie unverzüglich auf, kehren nach Jerusalem zurück und berichten das Geschehene den anderen Jüngern.

Schließlich die Erscheinung des Auferstandenen vor den Jüngern, wie sie in Joh 20, 19-23 dargestellt ist. Die Jünger haben sich am Abend des Auferstehungstages versammelt, in einem Haus in Jerusalem. Die Türen halten sie verschlossen. Sie fürchten sich. Ihre Situation ist ausweglos. Ihre Hoffnung richtet sich nicht mehr auf das Reich

Gottes; sie beschränkt sich darauf, in der Anonymität unterzutauchen und das schiere Überleben zu sichern. Da ereignet sich etwas völlig Unerwartetes und Unfassliches: Jesus kommt, die verschlossenen Türen halten ihn nicht auf, und tritt mitten unter sie. Er erscheint leibhaftig. Sein neuer Leib schränkt ihn nicht mehr ein. Er ist das unangreifbare Werkzeug seines Willens und seines Geistes geworden. Es ist der Gekreuzigte, der als der Auferstandene erscheint. Er weist sich aus, indem er seine Narben vorzeigt. Die durchbohrten Hände und die eingestochene Seite erweisen seine Identität. Es ist derselbe Jesus, dem die Jünger nachgefolgt waren und der am Kreuz gestorben ist – und ist doch ein ganz anderer. Er steht mitten unter ihnen – aber in gänzlich anderer Weise als zuvor, nicht mehr gebunden an Raum und Zeit.

3.

Die Emmausjünger, die sofort nach Jerusalem zurückeilen, um über ihre Begegnung mit dem auferstandenen Jesus zu berichten, werden, als sie am Versammlungsort in Jerusalem eintreffen, gewissermaßen um die Pointe gebracht. Denn bevor sie selbst das Wort ergreifen können, rufen ihnen die in Jerusalem Versammelten entgegen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen“ (Lk 24, 34). Das ist das älteste Auferstehungsbekenntnis, in der geschliffenen Formulierung des Lukas. Die Auferstehungsbotschaft ist kurz und bündig zusammengefasst. Sie besteht erstens aus der Auferstehungsaussage. Das im Griechischen

gebrauchte Verb steht im Aorist (s. a. Mk 16, 6; Lk 24, 6; Mt 28, 6). Es stellt unmissverständlich heraus: Jesus *ist* auferstanden. Diese Aussage wird bekräftigt durch das Adverb „in Wahrheit, wirklich, wahrhaftig“. Ferner gehört zur Auferstehungsaussage der Titel, der dem auferstandenen Jesus gebührt: Kyrios, der Herr.

Bestandteil des Auferstehungsbekenntnisses ist zweitens die Erscheinungsaussage. Sie ist ebenfalls im Aorist formuliert. An sie knüpft sich die Nennung des Namens Simon (Petrus) an, der hier stellvertretend für alle steht, denen Jesus als der Auferstandene erschienen ist. Die Erscheinungsaussage gehört unabdingbar zur Auferstehungsaussage hinzu, weil die Verwunderung über die Leerheit des Grabes erst durch die Selbstbekundung des auferstandenen Jesus überwunden worden ist. An die Stelle von Befremden und Entsetzen konnte die Gewissheit des Glaubens treten.

Auf der Basis des grundlegenden, zweigliedrigen Bekenntnisses „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen“ (Lk 24, 34) möchte ich am Schluss versuchen, wichtige Aspekte der Auferstehung Jesu Christi zusammenzufassen:

1. Die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi beruht auf dem Zeugnis der Apostel, wie es im Neuen Testament überliefert worden ist. Sie sind Augenzeugen, die sowohl den am Kreuz gestorbenen als auch den aus dem Grab auferstandenen Jesus gesehen haben und die Identität der Person des gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus bezeugen können. Allein ihr im Neuen Testament überkommenes Zeugnis öffnet über die

Zeiten hin den Zugang zum Verständnis der Auferstehung Jesu. Dieses ist ihnen von dem Auferstandenen selbst erschlossen worden (Lk 24, 25 f. 45-49; 1. Kor 15, 1-11; Gal 1, 11. f. 15 f. u. a.).

2. Die Auferstehung Jesu Christi ist ein wirkliches Geschehen. Es ist ein Geschehen in Raum und Zeit, aber zugleich ein Geschehen, in welchem Raum und Zeit überschritten worden sind. Das ist nach mehreren Seiten näher zu bestimmen.

2.1. Die Auferstehung besteht in einem einzigartigen schöpferischen Handeln Gottes, das jeder Beobachtung entzogen ist. Dieses Handeln ist – wenn überhaupt – nur mit Gottes Schöpfung aus dem Nichts vergleichbar. Gottes Machttat der Auferweckung des gekreuzigten Jesus liegt der Auferstehungsbotschaft und dem Auferstehungsglauben voraus und zugrunde. Sie beruht auf der Allmacht Gottes, der aus seiner unvorgreiflichen Einheit mit seinem einziggeborenen Sohn an diesem schöpferisch gehandelt hat, als er tot im Grab lag. Die Einheit Gottes des Vaters mit seinem Sohn im Passions- und Auferstehungsgeschehen kommt sprachlich dadurch zum Ausdruck, dass beides gesagt wird: Gott habe seinen Sohn in den Tod dahingegeben – und: der Sohn habe sich selbst für uns dahingegeben. In Entsprechung dazu heißt es im neutestamentlichen Auferstehungszeugnis sowohl, Gott habe Jesus auferweckt, als auch, Christus sei von den Toten auferstanden.

2.2. Auferstanden aus dem Grab ist Christus „am dritten Tag“ (1. Kor 15, 4), nämlich in der Nacht nach dem Sabbat auf den ersten Tag der Woche (Mk 16, 1 f. Par.), mit demjenigen Leib, der

am Karfreitag gemartert und gekreuzigt wurde. Christus hat keine Auferstehungsvorstellung veranschaulicht, er repräsentiert keine Idee, er ist vielmehr in Person auferstanden. Seine Auferstehung beruht nicht auf den Wünschen und Visionen der Jünger, sondern auf Gottes Schöpfermacht und ist wirklich Ereignis geworden. Sie ist also nicht erdacht oder herbeigesehnt worden, sondern hat vielmehr als das endzeitliche Tat-Wort-Handeln Gottes die aus Trauer und Entsetzen bestehende Verslossenheit der Jünger von außen her durchbrochen.

2.3. Gott hat Jesu gekreuzigten Leib durch die Auferweckung verwandelt. Jesu Auferstehungsleib ist kein wiederbelebter Leichnam, der erneut der Vergänglichkeit unterworfen wäre, wie es der Leib des von Jesus auferweckten Lazarus war. Vielmehr ist Jesus mit seinem gekreuzigten Leib durch die Auferstehung in Gottes unzerstörbares und unvergängliches Leben einbezogen worden. Der auferstandene Christus ist der Beschränkung durch Raum und Zeit entnommen. Er ist erschienen, wo und wann er wollte, und entschwunden, wo und wann es ihm beliebte. Verschlussene Türen haben ihn nicht aufgehalten. Man darf dies aber nicht so auffassen, als sei er eine Art Über- oder Außerirdischer geworden. Das ist Nonsens. Es handelt sich nicht einfach um eine überirdische Erscheinung. Vielmehr hat der Gekreuzigte durch die Auferstehung an Gottes Allmacht und Allgegenwart Anteil gewonnen. Nicht auf übersteigerte kreatürliche, sondern auf gottheitliche Weise ist er als der erhöhte Herr den Jüngern und Aposteln leibhaftig, näm-

lich mit seinem Auferstehungsleib, erschienen, hat sie neu angenommen und zum apostolischen Zeugnis autorisiert.

3. Christus hat den Sperrkreis des Todes, in dem die ganze Menschheit gefangen gehalten wird, durchbrochen. Das Grab konnte ihn nicht halten. Er ist der „Erstling“ (1. Kor 15, 20) der neuen Schöpfung. Er gehört nicht mehr zur Raum-Zeit-Welt, sondern diese liegt hinter und unter ihm. Er ist der Kyrios, aber der dem Menschengeschlecht gnädig zugewandte Kyrios, der an der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit steht. Als der Erhöhte wird er sich bis zum Jüngsten Tag ein heiliges Volk aus allen Völkern sammeln. Das geschieht durch die Verkündigung des Evangeliums in seinem Namen in der ausschließlichen Bindung an die ganze Heilige Schrift, die er als der Auferstandene geöffnet hat (Lk 24, 27. 45).

Größeres als die Auferstehung, in der Jesu Sühnetod am Kreuz von Gott bekräftigt wurde, ist nie geschehen. Aber nicht weniger groß ist, dass er an seiner Überwindung des Todes Anteil gibt und damit mehr schenkt, als die ganze Welt geben kann.

Christen sind Menschen, die beiden Welten angehören: Der alten Welt durch Natur und Herkunft; aber auch schon jetzt der neuen Welt Gottes durch den Glauben, die Taufe und die Teilhabe an dem erlösenden Leib und Blut Christi im Abendmahl. Ohne die Auferstehung gäbe es vielleicht die Erinnerung an einen hochverehrungswürdigen, aber gescheiterten messianischen Märtyrer. Aber die Welt wäre ein einziges Gräberfeld geblieben. Mit

der Auferstehung Jesu ist die Hoffnung auf das ewige Leben aufgerichtet. Seitdem gibt es ein Leben in Glaube, Liebe, Wahrheit und Hoffnung. Dieses neue Leben beruht auf der Osterfreude, die Maria von Magdala mit dem Jubelruf zum Ausdruck gebracht hat: „Ich habe den Herrn gesehen“ (Joh 20, 18)!

(Berlin, 23. 04. 2017; Braunschweig, 9. 05. 2017)

ER SITZT ZUR RECHTEN GOTTES

Die Erhöhung Jesu Christi

Die Auferstehung und die Erhöhung Jesu Christi gehören zusammen. Die Erhöhung von der Auferstehung zu unterscheiden, ist möglich und auch notwendig, aber nur sachgerecht auf der Grundlage ihrer Zusammengehörigkeit.

Ich will versuchen herauszustellen, was unter der Erhöhung Jesu Christi zu verstehen ist. Was wird mit der Erhöhung ausgesagt? Welchen Stellenwert hat die Erhöhungsaussage im Glaubensbekenntnis? Was schließt sie ein und was schließt sie aus?

Habe ich mich in den vorangegangenen Vorträgen hauptsächlich auf Markus bezogen, soll heute das Doppelwerk des Lukas die Grundlage bilden. Einschlägig für das Thema ist das Schlusskapitel des Evangeliums (Lk 24) und das erste Kapitel der Apostelgeschichte (Apg 1), in dem Lukas ausdrücklich an seine Darstellung der Auferstehung und Erscheinung Jesu Christi am Ende des Evangeliums anknüpft.

1.

Lukas stellt Apg 1, 3 summarisch fest: „Ihnen erwies er sich nach seinem Leiden durch viele Beweise als der Lebendige, indem er sich ihnen vierzig Tage hindurch zu sehen gab und über das Reich Gottes redete.“ „Ihnen“ – das sind die Apostel. Die

Apostelgeschichte beginnt jedoch nicht mit den Aposteln, sondern mit Jesus Christus (Apg 1, 1 f.), mit dem das Evangelium endete. Denn den Apostolat gäbe es nicht, wäre Jesus nicht vom Tod auferstanden und hätte er sich nicht den von ihm erwählten Aposteln selbst zu erkennen gegeben. Daher ist der Apostolat etwas schlechthin Einzigartiges, Unwiederholbares und Grundlegendes. Er beruht auf der Wiederannahme der verängstigten Jünger, die Jesus nach seiner Gefangennahme verlassen hatten und geflohen waren (Mt 26, 56 Par.), sowie auf deren Unterweisung und Neubeauftragung durch den auferstandenen Christus.

Es ist von entscheidender Bedeutung wahrzunehmen, dass das Fundament des Apostolats wie der sich auf ihn gründenden Kirche aus Juden und Heiden von Jesus Christus selbst gelegt worden ist. Es ist mit der Selbstbekundung des Auferstandenen vor seinen Jüngern gelegt worden, die Jesus am Kreuz hatten sterben sehen und bei denen die Nachricht vom leeren Grab nicht Zuversicht, sondern Erschrecken hervorgerufen hatte (Lk 24, 22 ff.). Die Selbstbekundung des Auferstandenen war von einer doppelten Zielsetzung bestimmt. Einmal zu zeigen, dass Jesus, der Gekreuzigte, lebt; dass er an Gottes Allmacht und Allgegenwart Anteil hat und in souveräner Freiheit in Erscheinung tritt. Zum anderen diente die Selbstbekundung dem Nachweis der Identität, dass er selbst es ist, der auferstanden ist, und nicht etwa ein anderer. Dazu hat sich Jesus nicht einmal, sondern viele Male vor den Jüngern als der Lebendige erwiesen. Diese haben ihn nicht herbeigeseht oder in einer Vision

erschaut. Vielmehr hat er selbst sich ihnen als der Lebendige „vor Augen gestellt“, wie man das in Apg 1, 3 gebrauchte Verb übersetzen kann.

Das ist vor einem ausgewählten Personenkreis in einem begrenzten Zeitraum geschehen. Lukas – und nur er – spricht von einem Zeitraum von vierzig Tagen, in dem der Auferstandene in Erscheinung getreten ist – nicht ununterbrochen, sondern wann und wo es ihm beliebte. Die Zahl 40 hat einen hohen Symbolwert: Mose weilte 40 Tage auf dem Gottesberg (2. Mose 34, 28); Elia pilgerte 40 Tage dorthin (1. Kön 19, 8). Damit wird von Lukas die Außerordentlichkeit der Offenbarung Gottes in den Christuserscheinungen und die besondere Intensität, in der sich Christus seinen Boten erschlossen hat, unterstrichen. Mit dem Bericht von den 40 Tagen verknüpft Lukas die Zeit Jesu mit der Zeit der Apostel und der Urgemeinde. Aber auch die Kontinuität zur Offenbarung Gottes in Israel hat er mit dieser Zeitangabe zum Ausdruck gebracht (s. Apg 7, 30; 13, 18).

Diese Tage sind angefüllt mit Unterweisung im Reich Gottes. Wer diese Tage dem Bereich der Esoterik zuweisen möchte, weil er mutmaßt, Jesus habe in ihnen über Mysterien gesprochen, der liegt völlig im Irrtum. Jesus ist durch die Auferstehung nicht zum Guru geworden. Er ist geblieben, der er war: Gottes Sohn, Mensch geworden, am Kreuz stellvertretend für alle gestorben, nun aber vom Tod leiblich auferweckt, der seine konsternierten, aber doch allmählich innerlich frei werdenden Jünger über Gott und sein Reich unterrichtet.

Die Botschaft vom Reich Gottes war das zentrale Thema und Anliegen Jesu vor seinem Todesleiden. Als der Auferstandene unterweist er seine Jünger nicht in einem neuen Evangelium, sondern in dem, das sie bereits kennen. Der Unterschied ist gleichwohl beträchtlich! Denn Jesus, der das Reich Gottes als nahe herbeigekommen verkündigt hatte (Mk 1, 15 Par.), hat durch sein stellvertretendes Todesleiden und durch seine Auferstehung die Vergebung von allen Sünden erwirkt und dadurch den Zugang zu Gott geöffnet und also das Reich Gottes heraufgeführt. Der hauptsächliche Gegenstand der Unterweisung im Reich Gottes durch den auferstandenen Jesus muss demnach gewesen sein, dass aus der Ankündigung des Reiches Gottes durch den verkündigenden Jesus die Heraufkunft des Reiches Gottes in dem stellvertretend gestorbenen und auferstandenen Jesus geworden ist, so dass nun an die Stelle des verkündigenden Jesus der zu verkündigende Jesus zu treten hat. Darin sind die Jünger in diesen Tagen unterrichtet, das zu verkündigen sind sie beauftragt worden.

Jedenfalls haben es die Apostel dann so verkündigt. Wäre Jesus lediglich ein Märtyrer gewesen wie Johannes der Täufer, hätte sich daraus keine etwas Neues hervorrufende Verkündigung ergeben, sondern eine zwar pietätvolle, aber im Grunde ohnmächtige Pflege der Erinnerung an Vergangenes. Aber aus der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus ist die Kirche aus Juden und Heiden entstanden, die heute, nach zweitausend Jahren, alle Erdteile umspannt. Zwar ist es ganz und gar außerordentlich und ohne jede Analogie,

dass ein am Kreuz Hingerichteter aus dem Grab aufersteht und sich aus der Seinseinheit mit Gott als der Lebendige erweist. Aber das ist nicht in einer Machtdemonstration vor Pontius Pilatus oder dem Hohenpriester Kaiphas geschehen, sondern vor verängstigten Jüngerinnen und Jüngern, die alle Hoffnung verloren hatten. Das ganz Außerordentliche tritt also nicht als das Spektakuläre in Erscheinung, sondern als das Unscheinbare. Der Gekreuzigte tritt vor seine Jünger als der Auferstandene und legitimiert sich durch seine Wundmale – in einem Haus in Jerusalem, am Seeufer in Galiläa. Man muss sich bewusst machen und bewusst bleiben, dass Gott in Christus und durch Christus real handelt, aber im Verborgenen; scheinbar in Schwachheit, in Wirklichkeit mit unüberwindlicher Kraft.

Wie unverzichtbar es zur Vorbereitung der Jünger auf ihren öffentlichen Verkündigungsdienst gehört, Klarheit über ihren Auftrag zu gewinnen, geht aus der Frage hervor, die sie an den Auferstandenen richten (Apg 1, 6): „Herr, wirst du in dieser Zeit wieder aufrichten das Reich für Israel?“ Offenbar ist es schwer, sich von tiefverwurzelten messianischen Erwartungen zu lösen. Das Reich Gottes ist da; die Auferstehung des Gekreuzigten ist der Erweis seiner den Tod überwindenden Kraft. Aber es kommt nicht so, dass die weltliche Gewalt neu geordnet wird. Weder der irdische noch der auferstandene Jesus hat das als Zielsetzung ausgegeben. Nicht die Welt, sie selbst sollen verwandelt werden. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet

meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“ (Apg 1, 8) Es ist den Jüngern nicht aufgetragen, die Machtfrage zu lösen. Diese bleibt zwar nicht in Ewigkeit unbeantwortet. Pilatus und Kaiphas werden gewiss nicht das letzte Wort behalten. Aber ihre Beantwortung hat sich Gott, der Vater, selbst vorbehalten (Apg 1, 7). Das müssen die Jünger also unbedingt wissen: Welche Verheißung ihnen gegeben ist, welcher Auftrag sich daraus ergibt und welche Grenze dem Auftrag durch Gott gezogen ist.

2.

In den Erscheinungen hat sich, wie man zusammenfassen kann, Jesus selbst als der Auferstandene kundgetan, seine Jünger im Reich Gottes unterwiesen und sie zu seinen Zeugen berufen. Diese Zeit, in der Jesus, der den Tod hinter sich hat, in der Welt des Todes in Erscheinung tritt, ohne ihr noch anzugehören, aber auch ohne dass der Tod in ihr selbst schon aufgehoben wäre, ist eine Übergangszeit. Sie ist einmal endgültig zu Ende gegangen. Dieses Ende wird durch die Erhöhung Jesu Christi markiert. Kirchenjahreszeitlich wird diese Zäsur nachvollzogen und liturgisch begangen in dem vierzig Tage nach Ostern stattfindenden Himmelfahrtsfest.

Die Erhöhungsaussage ist in ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Auferstehungsbekenntnis Grundbestandteil der neutestamentlichen Christusbotschaft. Die Erhöhung Jesu Christi kann implizit

mit dem Bekenntnis zur Auferstehung Jesu zum Ausdruck gebracht werden. Sie kann aber auch ausdrücklich hervorgehoben werden wie zum Beispiel im Christushymnus Phil 2, 9 oder zu Beginn des Hebräerbriefes (1, 3). In den Evangelien ist sie von Lukas als sichtbare Entrückung dargestellt worden. Darauf gehe ich zunächst ein. Danach behandle ich die beiden genannten Stellen aus den Briefen. Dadurch soll dem Reichtum der biblischen Christusbotschaft Rechnung getragen werden.

Im Doppelwerk des Lukas gehören, wie noch einmal zu unterstreichen ist, Auferstehung, Erscheinung und Erhöhung Jesu Christi zusammen. Der Schluss des Evangeliums und der Beginn der Apostelgeschichte überlappen sich. Dahinter steht der bewusste Gestaltungswille des Evangelisten. Von der Entrückung Jesu spricht Lukas in beiden Schriften. Knapp stellt er am Schluss des Evangeliums fest (Lk 24, 50 f.): „Er führte sie aber hinaus bis nach Betanien und erhob seine Hände und segnete sie. Und es geschah: Während er sie segnete, schied er von ihnen (und wurde in den Himmel aufgenommen).“ In sachlicher Entsprechung schreibt Lukas Apg 1, 9: „... er wurde emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf – vor ihren Augen weg.“

Den Vorgang der Entrückung Jesu stellt Lukas nicht mit Übertreibung, sondern im Gegenteil mit großer Zurückhaltung dar. Die Initiative lag ganz bei Jesus – „er führte sie“. Die Jünger scheinen gespürt zu haben, dass der endgültige Abschied bevorstand. Der Ort der Entrückung ist aus der Leidenszeit bekannt, nämlich der Ölberg (Apg 1, 12) in Richtung

auf Betanien zu (Lk 24, 50). Jesus schied von den Jüngern nicht nach dem Segen, sondern während des Segnens.

Die Schlusswendung von Lk 24, 51 „und wurde in den Himmel aufgenommen“ fehlt in einigen Handschriften. Sie dürfte aber ursprünglich sein. Was ist unter der Aufnahme Jesu in den Himmel zu verstehen? Hier ist eine Klärung durch Differenzierung unverzichtbar. Erkenntnisleitend soll der erste Satz der Bibel sein (1. Mose 1, 1): „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Der Himmel gehört wie die Erde zu Gottes Schöpfung. Er wird zuerst genannt und ist der Erde übergeordnet. Aber er ist geschaffen, wie die Erde geschaffen ist. Kultische, religiöse Verehrung gebührt den Gestirnen nicht. Sie wird vielmehr ausdrücklich untersagt (5. Mose 4, 19 u. a.).

Von dem physischen Himmel, der sichtbar und wahrnehmbar ist, ist der Himmel als Wohnort Gottes zu unterscheiden (5. Mose 26, 15; Ps 115, 3 u. a.), der unsichtbar und schlechthin unzugänglich ist. Zu bedenken ist: „Ort“ ist ein räumlicher Begriff, mit dem hier etwas Unräumliches veranschaulicht wird. Strenggenommen ist das unzulänglich und jedenfalls eine Hilfskonstruktion. Die Bibel ist sich dieser Unzulänglichkeit und mangelnden Sprachfähigkeit durchaus bewusst. Bei der Einweihung des Tempels fragt König Salomo (1. Kön 8, 27): „Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dieses Haus tun, das ich gebaut habe?“ Einerseits gilt also: Himmel und Erde können Gott nicht

fassen. Andererseits heißt es aber Jer 23, 24: „Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt?, spricht der HERR.“

Was ergibt sich daraus? Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Darin ist der qualitative Unterschied enthalten: Gottes Sein ist Schaffen, also unableitbar; das Sein aller Kreaturen hingegen, der allerkleinsten wie der allergrößten, ist Geschaffensein, also ein ableitbares, relatives Sein. Nichts wäre, was ist, wenn es Gott nicht geschaffen hätte und erhielte. Und nichts bliebe, was ist, wenn Gott es dahingäbe. Auf der Grundlage dieser Differenzierung lässt sich auch deutlich machen, was unter dem Himmel als dem Wohnort Gottes zu verstehen ist: Himmel ist der unzugängliche Innenbereich Gottes des Schöpfers, der alles bewirkt. Himmel ist aber zugleich die schlechthin verborgene Jenseitigkeit hinter allem Geschaffenen, in der Gott als der Schaffende und Erhaltende existiert. Gott, der alles bewirkt, ist allem gleichzeitig und gegenwärtig. Er ist vor allem Geschaffenen und nach allem Geschaffenen, zeitlich und räumlich, das heißt, er ist weder an Zeit noch an Raum gebunden, sondern er ist ewig. Er ist unveränderlich, aber er selbst verändert alles. Nichts ist so klein, Gott ist noch kleiner; nichts ist so groß, Gott ist noch größer (Luther). Der Himmel ist also der Thron des lebendigen, allmächtigen, allgegenwärtigen und allwissenden Gottes. Gott existiert, aber er existiert nicht in Raum und Zeit, sondern umfasst Raum und Zeit. In Entsprechung dazu kann der Himmel als Sitz des Thrones Gottes in den Kategorien des menschlichen Verstandes als

Raum vorgestellt werden – aber als ein solcher, der alle Räume umspannt, der ihnen einerseits näher ist, als sie sich selber sein können, der ihnen aber andererseits zugleich entzogen und schlechthin verborgen ist.

Ein guter Merksatz steht Ps 115, 3: „Unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will.“ Das soll als Zwischenüberlegung genügen. Kehren wir zu Lukas zurück. Er hat solche Reflexionen hier nicht angestellt. Apg 17 zeigt aber, dass er dazu durchaus imstande gewesen wäre. In Lk 24, 50 ff. und Apg 1, 9-12 beschränkt sich Lukas darauf, den Abschied des auferstandenen Jesus von den Seinen zu erzählen. Es ist nur konsequent, dass er den sichtbar Wahrnehmbaren auch als den sichtbar Entschwindenden darstellt. Das Paradox ist nicht umgehbar, dass sich Sichtbares sichtbar verbirgt, wenn es ins Unsichtbare entschwindet. Moderne Theologen – besonders im Umkreis Rudolf Bultmanns – verweigern die Rezeption dieser Erzählung unter Berufung darauf, dass das antike Weltbild heute nicht mehr gelte. Darauf geht die große Verlegenheit zurück, die viele Pfarrer bei der Auslegung dieser Texte zeigen oder auch zu verbergen suchen. Zwar ist es richtig, dass das antike Weltbild überholt ist, aber es ist unrichtig anzunehmen, Lukas argumentiere weltbildlich. Das tut er nicht, an keiner einzigen Stelle dieser Berichte, so gewiss er das antike Weltbild vorausgesetzt haben wird. Moderne Ausleger haben die Weltbildproblematik vielmehr in den Text eingetragen, oft genug um einen Vorwand zu haben, ihm nicht folgen zu müssen. Lukas geht es nämlich nicht um

Weltbildfragen, sondern allein um Jesus und seine den Tod und die Todeswelt überwunden habende Identität. Er erzählt die Geschichte Jesu Christi, dessen Leben und Wirken in den Tod am Kreuz einmündet, die aber nicht im Grab endet, sondern in der Auferweckung des Gekreuzigten durch Gottes beispiellose Machttat. Zur Auferstehungswirklichkeit gehört die Erscheinungsfähigkeit des Auferstandenen. Den Abschluss der Erscheinungen, die zur Jüngerbelehrung notwendig waren, erzählt Lukas mit der Entrückung Jesu in den Himmel. Das geschieht unter der Voraussetzung, dass der sichtbare Himmel zugleich der Träger der unsichtbaren Wirklichkeit des Himmels als der „unsichtbaren Welt“ (Nicaenum) ist. Diese Deutung ergibt sich aus dem Gebrauch des Motivs der Wolke. „Wolke“ ist im Alten Testament ein Offenbarungsterminus. Gemeint ist in Apg 1, 9 bei diesem Vorstellungshintergrund: Jesus ist von der Wolke der Gegenwart Gottes umhüllt und in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen worden.

3.

Die Erhöhung Jesu Christi ist von ebenso substantieller Bedeutung wie die Erniedrigung Jesu Christi. Im Christushymnus, den Paulus im Brief an die Philipper aufgenommen hat (Phil 2, 6-11), wird die Erniedrigung Christi in der ersten Strophe (2, 6-8) und die Erhöhung in der zweiten dargestellt (2, 9-11). Schon aus dem Aufbau und der Struktur des Hymnus ergibt sich das Gewicht beider Aspekte. Ich beschränke mich hier darauf, Vers 9 anzufüh-

ren: „Darum hat Gott ihn auch erhöht und ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Dieser Vers ist ein Beleg für die ausdrückliche Hervorhebung der Erhöhung Jesu Christi. Es ist Gott, der Vater, der Jesus, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tod am Kreuz (Phil 2, 8), erhöht hat. Nicht etwa Menschen, schon gar nicht die verängstigten und ratlosen Jünger, sondern *Gott* hat Jesus erhöht. Es ist seine Tat – im Unterschied zu allem, was Menschen ihm angetan haben. In dem griechischen Verb, das Phil 2, 9 gebraucht wird, ist zum Ausdruck gebracht: Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, ist zur höchsten Höhe erhöht. Er ist der Kyrios, der Herr, und wird wie Gott selbst angerufen und angebetet (Phil 2, 10 f.).

Schließlich Hebr 1, 3. Der Vers lautet: „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und die Ausprägung seines Wesens, er trägt das All durch sein machtvolles Wort; er hat die Reinigung von den Sünden vollbracht und sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe.“

In der letzten Zeile dieses Verses wird die Erhöhung dessen bezeugt, der die Reinigung von den Sünden vollbracht hat. Die Erhöhung des Gekreuzigten wird mit ausdrücklichem Bezug auf Ps 110, 1 ausgesagt. Dieses Psalmwort („Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße mache“) ist für die neutestamentliche Erhöhungsvorstellung grundlegend und maßgeblich geworden. Auf keine andere alttestamentliche Stelle hat man sich im Neuen Testament häufiger bezogen. Ausgesagt wird: „Er *hat* sich gesetzt.“ Die Inthronisation des Sohnes steht nicht bevor, sie ist

vollzogen. Er thront „zur Rechten der Majestät in der Höhe“ steht für: „er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters“ (Apostolikum). Man hat die Ungeheuerlichkeit der Aussage zu beachten, dass es der Gekreuzigte ist, der inthronisiert worden ist. Das bedeutet: Die von seiner Person nicht ablösbare Geschichte, die er als der Menschgewordene durchlaufen und die ihn in den Tod am Kreuz geführt hat, ist mit in den gottgleichen Status aufgenommen worden, den er als der zur Rechten Gottes Erhöhte erlangt hat. Die Erhöhung Jesu Christi ist also die die Zeiten übergreifende Inkraftsetzung seiner am Kreuz gewirkten Sühne zur Reinigung von den Sünden. Mit der Erhöhung ist die vollgenugsame Sühnewirkung und ewige Gültigkeit seines stellvertretenden Opfertodes sichergestellt.

4.

Am Schluss fasse ich die wichtigsten Aspekte zusammen:

1. Auferstehung, Erscheinungen, Himmelfahrt und Erhöhung Jesu Christi bilden eine Einheit. Sie können nur unter Berücksichtigung ihrer Zusammengehörigkeit voneinander unterschieden werden; denn sie sind unlöslich miteinander verbundene Bestandteile der Lehre von der Person und dem Werk Jesu Christi (gegen den neuprotestantischen Denkansatz; z. B. vertreten von F. Schleiermacher, *Der christliche Glaube*, Bd. II, Berlin (1831) ⁷1960, § 99, S. 82 ff.).

2. In den Erscheinungen wird der Apostolat begründet: Christus erschließt den Aposteln das Evangelium *von Jesus Christus* durch die Öffnung der Schrift und des Verständnisses der Schrift (Lk 24, 32 ff. 45 ff.) und beauftragt sie mit der weltweiten Verkündigung des Evangeliums.

3. Die Himmelfahrt markiert den endgültigen Abschluss der Erscheinungen durch die Aufnahme Jesu Christi in die verborgene Herrlichkeit Gottes.

4. Mit der Erhöhung wird das Erlösungswerk, das Christus am Kreuz vollbracht hat (Joh 19, 30), in immerwährende Geltung und Kraft gesetzt. Der Sohn erhält als der Menschgewordene, Gekreuzigte und Auferstandene Anteil an Gottes Hoheit und unermesslichen Machtfülle. Dadurch ist die Menschheit leibhaftig von Gott angenommen. Die Erhöhung ist also die Entgrenzung der Gegenwart Christi, die zuvor auf den Jüngerkreis in Galiläa und Jerusalem beschränkt war. Da er auf Erden war, war er uns fern; jetzt ist er uns nah (Luther, WA 12, 562). Nun ist er da für alle, die ihn anrufen.

5. Die Erhöhung ist auf Pfingsten ausgerichtet. Mit Pfingsten beginnt die Zeit der Kirche bis zur Wiederkunft des Herrn unter der Herrschaft des Herrn. Darüber wird in den folgenden Vorträgen zu reden sein. Es kann aber schon hier festgestellt werden, dass er wirksam und unwiderstehlich herrscht, doch nicht durch Schauwunder und Machtdemonstrationen, sondern im Verborgenen.

(Berlin, 21. 05. 2017; Braunschweig, 23. 05. 2017)

SIE BLIEBEN BESTÄNDIG IN DER LEHRE DER APOSTEL

Die Kirche Jesu Christi

Martin Luther hielt „Kirche“ für ein „blindes, undeutliches Wort“ (WA 50, 625, 5). Denn es ist nicht eindeutig und klar, für was das Wort steht. Man kann es auf Gebäude beziehen, aber auch auf alles, was die Institution Kirche umfasst, oder auf die Menschen, die ihr angehören und sie repräsentieren. In auffälligem Kontrast zur Wahrnehmung der Vieldeutigkeit und Missverständlichkeit des Wortes Kirche, was ihre äußere Erscheinung betrifft, steht Luthers Aussage über die Klarheit und eindeutige Identifizierbarkeit dessen, was Kirche ihrem inneren Wesen nach ist, in den Schmalkaldischen Artikeln: „Es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche ist, nämlich die heiligen Gläubigen und ‚die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören‘.“ (ASm III, 12; WA 50, 250, 1-5)

Die Konsequenz, die Luther aus diesem Kontrast zog, ist, dass er Kirche nicht durch institutionelle, sondern durch nichtinstitutionelle Aspekte näher bestimmt hat. Was Kirche ist, ergibt sich aus den Bezügen, in die sie eingebunden ist; aus den Relationen, in denen sie steht. Die wichtigsten Relationen sind: Christus – Kirche; Heiliger Geist – Kirche; Wort Gottes – Kirche. Durch die Konzentration auf sie ist die äußere Gestalt der Kirche nicht etwa für gleichgültig erklärt worden, hätte es unter dieser Voraussetzung doch keine Reformation ge-

ben können. Dadurch ist die Kirche unter Einschluss ihrer äußeren Gestalt vielmehr der kritischen und der erneuernden Kraft des Wortes Gottes ausgesetzt worden.

Von dem Denkansatz Luthers geht bis heute eine große Faszination und befreiende Kraft aus. Er steht bei meinen Überlegungen im Hintergrund. Aber das erste und letzte Wort gebührt – gerade nach Luthers Ansatz – der Heiligen Schrift. Deshalb folge ich dem heilsgeschichtlichen Aufriss, den Lukas in seinem Doppelwerk gegeben hat. Ich behandle zuerst die Entstehung der Kirche und danach das Leben der Kirche. Dabei konzentriere ich mich ganz auf Apg 2.

1.

Wir rufen uns aus den vorangegangenen Vorträgen in Erinnerung: Bei der Gefangennahme lassen die Jünger Jesus im Stich; Petrus leugnet sogar, ihn zu kennen. Der schmachvolle Tod Jesu am Kreuz beraubt die Jünger aller Hoffnungen. Das leere Grab nach der Auferstehung irritiert sie. Auch die Erscheinungen des Auferstandenen rufen zunächst Entsetzen hervor. Aber: Jesus wendet sich ihnen als der Auferstandene wieder zu. Er nimmt sie neu an und stellt sie in seinen Dienst. Sie erhalten den festumrissenen Auftrag, das Evangelium zu verkündigen.

Aber diesem Auftrag können die Jünger nicht aus eigener Kraft gerecht werden. Es ist bemerkenswert, dass sie nicht in hektische Betriebsamkeit fallen. Würde diese doch nur verdecken, dass

sie dem Werk nicht gewachsen sind. Vielmehr halten sie sich an das Gebot des Herrn und warten auf die Einlösung der Verheißung (Apg 1, 4). Am Anfang der Kirche stehen weder hochfliegende Pläne oder Träume noch gute Vorsätze, aber auch nicht brennender Eifer oder Bekennermut. Die Apostel entwerfen kein Programm zum Gemeindeaufbau. In den 1990er Jahren gab es einen inflationären Gebrauch von Aufbauprogrammen. Von den Aposteln gehen auch keine Impulse aus, kein Impulspapier, wie die Kirche zu gestalten sei. Am Anfang steht vielmehr die reine Passivität – nicht nur bei den Frauen und Männern, die sich eingefunden haben, auch und gerade bei den berufenen Aposteln selbst. Sie haben sich an einem Ort versammelt (Apg 2, 1) und stehen in gespannter Erwartung.

Am Anfang der Kirche steht Gottes heiliger Geist und sein umwandelndes Wirken. Die Verheißung des Auferstandenen (Apg 1, 8) geht in Erfüllung. Der Heilige Geist kommt und setzt mit schöpferischer Kraft in souveräner Freiheit etwas Neues. Das geschieht, „als der Pfingsttag gekommen war“ (Apg 2, 1). „Pfingsten“ ist der aus dem griechischen *pentēkostē* abgeleitete Name für das jüdische Wochenfest, das 50 Tage nach dem Passafest stattfand. Ursprünglich ein Erntefest (3. Mose 23, 15-21; 5. Mose 16, 9-12), ist es nach der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. zum Gedächtnis der Gesetzgebung am Sinai begangen worden. An diesem Tag, 7 Wochen nach dem Tod Jesu, wird Gottes heiliger Geist initiativ und handelt neuschaffend an der in Jerusalem versammelten Jüngerschaft.

Der Heilige Geist kommt „plötzlich vom Himmel her“ (Apg 2, 2), also unvermittelt und unmittelbar. Mit einem Brausen wie bei einem gewaltigen Wind erfüllt er das Haus, in dem sich die Jünger aufhalten (Apg 2, 2). Bei ihm selbst liegt die Initiative. Er ist keine Kopfgeburt und keine Stimmung des Herzens. Er ist der Schöpfergeist, der sich wie eine Naturgewalt Bahn bricht. Wie die Erscheinungen des Auferstandenen nicht in der subjektiven Wahrnehmung der Jünger gründen, so ist das In-Erscheinung-Treten des Heiligen Geistes ein Geschehen, das nicht von den Jüngern hervorgebracht wird, sondern dessen Subjekt der Geist selbst ist.

Der Heilige Geist lässt sich auf die Versammlung nieder, und zwar „auf einen jeden von ihnen“ (Apg 2, 3), gleich Zungen, wie von Feuer zerteilt (2, 3). Doch das Feuer vernichtet sie nicht, sondern züngelt über ihnen wie ein Flämmchen. In Israel hat Gott einst mitten aus dem Feuer geredet (5. Mose 4, 12 u. a.). Der Pfingsttag bringt nun die Geistes- und Feuertaufe, die durch Johannes den Täufer verheißen worden ist (Lk 3, 16 Par.).

Dem äußeren Machterweis des Geistes entspricht eine innere Durchdringung durch den Geist (Apg 2, 4): „Sie wurden alle erfüllt von dem Heiligen Geist und fingen an, in anderen Zungen zu reden, wie der Geist ihnen auszusprechen gab.“ Der Heilige Geist nimmt Wohnung in allen. Es ereignet sich ein Herrschaftswechsel. Er selbst erfüllt und regiert sie. Die Geistes- und Feuertaufe bewirkt, dass sie in anderen Zungen zu reden beginnen. Gemeint ist ein vom Heiligen Geist gewirktes Re-

den, das in anderen Zungen, das heißt in fremden Sprachen vernommen wird.

Das Pfingstgeschehen hat Bestürzung, Entsetzen und Ratlosigkeit hervorgerufen (Apg 2, 6. 7. 12). Das gab Petrus und den anderen Aposteln Gelegenheit zu einer Klärung. Petrus nahm das Wort und erschloss den betroffenen Hörern das Pfingstgeschehen in einer Predigt (Apg 2, 14 ff.). Seiner Pfingstpredigt kommt grundlegende Bedeutung zu. Einige wichtige Punkte sollen unterstrichen werden.

Die Predigt ist an Juden gerichtet, Einheimische und Juden aus der Diaspora, die aus Anlass des Festes in Jerusalem weilten. Sie konnte Petrus auf Gottes Heilsplan und seine Heilsverheißungen ansprechen. Das tat er denn auch. Mehr als die Hälfte seiner Predigt besteht aus Schriftziten. Was ist am Pfingsttag in Jerusalem, der heiligen Stadt, geschehen? Petrus gibt zur Antwort: Gott hat seinen heiligen Geist auf alles Fleisch ausgegossen (Apg 2, 17; Joel 3, 1). Darin sieht er die Erfüllung der Verheißung, die durch den Propheten Joel (3, 1-5) verkündigt worden ist. Mit der Ausgießung des Heiligen Geistes hat Gott das endzeitliche Heil heraufgeführt. Nun soll geschehen: „Wer den Namen des HERRN anrufen wird, der soll gerettet werden.“ (Apg 2, 21; Joel 3, 5)

Darauf folgt die entscheidende Argumentation: Jesus, „von Gott unter euch ausgewiesen durch Machttaten und Wunder und Zeichen“ (Apg 2, 22), den „habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen ans Kreuz schlagen und töten lassen“ (2, 23). Aber: „Den hat Gott auferweckt“ (2, 24). Darin kommt

keine direkte Schuldzuweisung zum Ausdruck, jedenfalls nicht im Sinne einer Anklage, aber sehr wohl eine indirekte im Sinne der Bußpredigt durch die Aufzählung der Fakten, die allen bekannt waren. Der Akzent liegt jedoch eindeutig darauf zu bezeugen: Gott, der Gott Israels, hat an diesem Jesus gehandelt, so dass er nicht „vom Tod festgehalten werden konnte“ (2, 24). Das ist die Schlüsselaussage der Pfingstpredigt des Petrus.

Sie wird durch ein weiteres ausführliches Schriftzitat, nämlich Ps 16, 8-11, vertieft. Daraus führe ich nur einen Vers an (Apg 2, 27; Ps 16, 10): „Denn du wirst mich nicht dem Tod überlassen und nicht zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe.“

Auf wen ist dieses Wort bezogen? Petrus, der Handwerker und Verleugner Christi, erweist sich als argumentationsgewandter Schriftausleger und mutiger Bekenner. Er legt dar: Auf David kann man dieses Wort nicht beziehen; denn er ist gestorben, sein Grab ist bei uns (Apg 2, 29). Es liegt – bis zum Bar-Kochba-Aufstand 132-135 n. Chr. – auf dem Südhügel innerhalb der Stadtmauer Jerusalems. Da David aber ein Prophet war und wusste, dass ein Nachkomme von ihm auf seinem Thron sitzen sollte, hat er vorausschauend über die Auferstehung Christi geredet (2, 30 f.). Das Psalmwort „du wirst mich nicht dem Tod überlassen“ ist daher auf Christus zu beziehen; denn – steuert Petrus auf die Pointe zu –: „Diesen Jesus hat Gott auferweckt; dafür sind wir alle Zeugen. Nachdem er zur Rechten Gottes erhöht worden ist und die Verheißung des heiligen Geistes vom Vater empfangen hat, hat

er nun diesen ausgegossen, wie ihr hier seht und hört.“ (2, 32. 33)

Mit diesem Wort hat Petrus die eigentliche Ursache für das Pfingstgeschehen bloßgelegt: Gott hat den gekreuzigten Jesus auferweckt. Das bezeugen alle hier Anwesenden, die den gekreuzigten *und* auferstandenen Jesus gesehen haben. Die Auferweckung ist auch an dieser Stelle mit der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes verbunden. Jesus ist im Unterschied zu David, dessen Leib der Verwesung preisgegeben war, gemäß Ps 110, 1 tatsächlich der Herr, der Kyrios (Apg 2, 34-36); denn sein Leib ist vor der Verwesung bewahrt geblieben; er hat die Macht des Todes gebrochen. Der zur Rechten Gottes erhöhte Jesus Christus hat in der Einheit mit Gott dem Vater den heiligen Geist ausgegossen, wie es hier am Wochenfest, 50 Tage nach seinem Todespassa, in Jerusalem zu sehen und zu hören ist. Das Pfingstgeschehen wurzelt also im Ostergeschehen. Die Ausgießung des Geistes ist der machtvolle Taterweis des erhöhten Jesus Christus, der die Verheißung erfüllt und aus verängstigten und resignierten Jüngern mutige Zeugen und zur Umkehr leitende Apostel gemacht hat.

Um Missverständnisse zu vermeiden, bedarf es am Schluss dieses Abschnitts zweier Näherbestimmungen. Die erste betrifft das Christusverständnis. Nach Lukas ist Christus aus Gottes heiligem Geist empfangen worden (Lk 1, 35 u. a.). Dass er als der Erhöhte den Geist ausgießt, heißt also nicht, er hätte den Geist erst als der Erhöhte empfangen. Was er als der Erhöhte mitteilt, ist vielmehr das, was er als der Erniedrigte durch seine stellver-

tretende Proexistenz, die auf seiner Geistgewirktheit beruhte, für alle erworben hat. Pfingsten setzt daher den Karfreitag, an dem der Fluch der Abtrennung der Menschheit von Gott weggenommen worden ist, unabdingbar voraus. Den Geist, den der Erhöhte ausgießt, hat er durch seine Erniedrigung für alles Fleisch entbunden. Nun ist Christus auf neue Weise gegenwärtig, nämlich im Geist und durch den Geist.

Die zweite Näherbestimmung betrifft das Pfingstgeschehen. Es ist einmal unter der Wahrnehmung hörbarer und sichtbarer Zeichen Ereignis geworden. Dadurch ist der Heilige Geist, der vorher nicht da war, zu den Jüngern gekommen. Der Zweck jener Zeichen hat sich damit erfüllt. Sie wiederholen sich nicht, aber Gottes Geist ist geblieben. Mit ihm ist die Heilsgeschichte in ihre letzte Phase eingetreten (Joel 3, 1; Apg 2, 17).

2.

Am Pfingsttag hat das Reich Christi angefangen, offenbart durch die Apostel vor der Welt mit der Verkündigung des Evangeliums. So hat Martin Luther den Sachverhalt treffend zusammengefasst (WA 37, 399, 21 ff.). Nach seinem inneren Wesen ist das Reich Christi die neue Menschheit, die aus Gottes heiligem Geist geboren wird, den Jesus Christus durch die stellvertretende Hingabe seines Leibes und Lebens für sie entbunden hat. Nach seiner äußeren Erscheinung beginnt das Reich Christi mit der Versammlung der Jüngerschaft unter der Leitung des Petrus in Jerusalem. Diese Ver-

sammlung bildet die erste Gemeinde, aus der dann die weltweite Kirche entstanden ist. Was hat das Leben der ersten Gemeinde bestimmt? Die Antwort gibt die Apostelgeschichte.

Petrus hätte sich mit seiner Pfingstpredigt um Kopf und Kragen reden können. Aber wider Erwarten war ihr die entgegengesetzte Wirkung beschieden: „Als sie das hörten, ging’s ihnen durchs Herz, und sie sprachen zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, ihr Männer und Brüder? Petrus aber sprach zu ihnen: Tut Buße, und jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, so werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen.“ (Apg 2, 37-38)

Die erste und grundlegende Antwort auf die Frage, wodurch die Kirche entsteht und wovon sie lebt, lautet: Von dem schöpferischen Handeln des Heiligen Geistes. Die Wirkung ist eine doppelte. Zuerst: Aus Petrus, dem Vermessenen, der sich alles zutraute, aber versagte, als es darauf ankam, ist ein Mensch geworden, der mit großer Bestimmtheit und Gewissheit über Jesus redet und mit seiner Existenz dafür einzustehen bereit ist. Die zweite Wirkung ist nicht weniger verblüffend: Juden werden von den Worten des Petrus in ihrem Herzen getroffen. Es geht ihnen auf, dass ihre Bewertung Jesu grundfalsch war und dass sich in ihr ihre eigene Ferne von Gott widerspiegelte. Das, worauf sie ihren Lebensbau gegründet hatten, bricht zusammen. „Was sollen wir tun?“

„Tut Buße“, das heißt: „Kehrt um!“ Das war die Botschaft Johannes des Täufers in der Wüste

(Mt 3, 1 f.), aber auch und vor allem ein Grundbestandteil der Verkündigung Jesu (Mt 4, 17). Das nimmt Petrus hier auf, aber unter der Voraussetzung, dass Gottes heiliger Geist durch Christus über alles Fleisch entbunden und mit ihm die Herrschaft Gottes auf den Plan getreten ist. Buße heißt nicht die Umkehr zum Leben nach dem Gesetz wie im Judentum, sondern die Umkehr zu *Gott*, wie er in Jesus Christus offenbar geworden ist. Diese Umkehr vollzieht sich in der Taufe auf den Namen Jesu Christi, durch die der Getaufte Anteil an Jesu Christi Tod und Auferstehung erhält. Der Weg zu Gott wird nicht durch Gesetzesobservanz und Frömmigkeit geöffnet, er steht vielmehr offen, weil Jesus die Vergebung der Sünden durch seine stellvertretende Selbsthingabe erwirkt hat. Darin gründet die Gabe aller Gaben, nämlich der Empfang des Heiligen Geistes. Dieser wirkt die Erkenntnis Gottes durch den Glauben an Christus. Die, die zuvor Jesus verflucht haben, bekennen nun aus der Kraft des Heiligen Geistes: „Herr ist Jesus!“ (s. 1. Kor 12, 3)

Nach der Darstellung, wie man Christ wird und in die Gemeinde kommt, stellt Lukas am Schluss des Pfingstkapitels heraus, wie man Christ bleibt und in der Gemeinde lebt. Daraus hebe ich nur einen einzigen Vers hervor (Apg 2, 42): „Sie blieben beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ Diese vier Einzelzüge fügen sich zu einem Gesamtbild zusammen, in dem die Gemeinde durch ihre wichtigsten Lebensäußerungen zu erkennen gibt, worin ihr Wesen besteht.

Ich konzentriere mich auf die erste Aussage, das Bleiben in der Lehre der Apostel. Man bleibt in ihr, indem man beharrlich an ihr festhält und sich emsig mit ihr befasst. Gemeint ist selbstverständlich nicht die Lehrtätigkeit der Apostel, sondern der Lehrinhalt, das, was sie gelehrt haben. Das ist die Christusverkündigung, das Evangelium von Jesus Christus, wie es der auferstandene Christus den Aposteln mit Bezug auf das Alte Testament erschlossen hat. Dazu gehört von Anfang an, dass Jesus der Sohn Gottes ist, ist er doch wie Gott selbst als Kyrios im Gottesdienst angerufen worden. Das wäre auf dem Boden des jüdischen Monotheismus nicht möglich gewesen ohne die Näherbestimmung des Verhältnisses Jesu zu Gott, dem Vater. Grundlegender Bestandteil der Lehre waren außerdem Worte des Herrn und die Kenntnis der wichtigsten Stationen seines Weges, zugespitzt auf den Ausgang dieses Weges im Tod am Kreuz, sowie die Bedeutung seines Todes am Kreuz, zusammengefasst in dem frühen Bekenntnis: „Dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tag nach der Schrift; und dass er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen“ (1. Kor 15, 3-5). Diese Bekenntnisaussagen sind nicht für sich genommen, sie sind vielmehr als die Antwort auf die Gottes-, Wahrheits- und Heilsfrage aufgefasst worden. Aus ihnen ergibt sich, was Apg 4, 12 steht: „Und in keinem anderen ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.“

Nicht die Intensität eines Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühls, nicht die Vorbildlichkeit der Armenfürsorge, auch nicht der Glaube, sondern die Lehre der Apostel steht vor allem anderen in der Gemeinde. Alles andere ist nur vorhanden und gedeiht nur dann, wenn es auf dem Grund steht, der mit der Lehre der Apostel einmal und ein für allemal gelegt worden ist. Die Apostel sind nicht die ersten Zeugen, zu denen im Laufe der Zeit weitere hinzugekommen wären, sondern sie sind die einzigen Zeugen, weil sie allein Augenzeugen des gekreuzigten und auferweckten Jesus waren und weil ihnen allein das Evangelium von dem auferstandenen Christus erschlossen worden ist (vgl. O. Hofius, Die Einzigartigkeit der Apostel Jesu Christi, in: ders., Exegetische Studien, WUNT 223, Tübingen 2008, 189-202, bes. 198). Die unzähligen Zeugen, die im Verlauf der folgenden Jahrhunderte nachgefolgt sind, darunter auch viele Blutzegen, sind nicht an die Stelle der Apostel getreten, sondern sie waren Zeugen Jesu Christi, weil sie auf dem Grund standen, der mit der Lehre der Apostel gelegt worden ist.

In der Lehre der Apostel bleiben heißt für die Kirche, dass sie sich ausschließlich und allein an die Heilige Schrift zu halten hat. Denn in ihr ist das Zeugnis der Apostel über die Rettung des Menschengeschlechts durch Jesus Christus und die Ausgießung des Heiligen Geistes vollständig und klar enthalten. Die Reformation erfolgte in der Rückbindung an die in der Bibel bezeugte Lehre der Apostel und im Widerspruch gegen unbiblische Erweiterungen und Zusätze durch die Kirche. Im

Dritten Reich konnte sich die Bekennende Kirche nur durch die ausschließliche Bindung an das biblische Evangelium vor Irrlehre und Entgleisungen bewahren. Das ist heute nicht anders. Die Preisgabe der exklusiven Schriftbindung führt zum Verlust des Evangeliums von Jesus Christus. Dieser Verlust kann durch nichts kompensiert werden. Die Kirche gibt damit ihre Identität auf und tritt in einen Prozess der allmählichen Selbstauflösung ein. Genau das spielt sich heute vor unseren Augen ab in und mit der EKD. Darin liegt ihre Krise begründet. Diese hat sie selbst verschuldet durch die mutwillige Preisgabe des reformatorischen Schriftprinzips. Das unterstelle ich ihr nicht. Das sagt sie selbst. Jeder kann es nachlesen, z. B. in dem Grundlagentext der EKD „Rechtfertigung und Freiheit“, 2014.

Die Abgrenzung des Apostolischen von dem, was nicht apostolisch ist, also die kritische Anwendung des Schriftprinzips, ist zu allen Zeiten notwendig, um das Evangelium unverfälscht zu erhalten. Sonst verfehlt man das Heil, das Gott in Christus heraufgeführt hat und das er durch seinen Geist in der Bindung an das Wort Gottes, das uns allein in der Heiligen Schrift überkommen ist, hier und heute durch Lehre und Verkündigung zuspricht und zueignet.

„Du bist ein Geist, der lehret“, hat Paul Gerhardt 1653 gedichtet (EG 133, 5). Der Heilige Geist lehrt, indem er sich in schöpferischer Freiheit an die Lehre der Apostel, an das Wort der Heiligen Schrift bindet. Durch sein Wirken wird diese Lehre die unser Leben bestimmende Macht. Sie schafft

Glaube und Zuversicht. Sie erleuchtet, ermutigt und schenkt Freudigkeit und Stärke.

(Braunschweig, 6. 06. 2017; Berlin, 2. 07. 2017)

TRACHTET ZUERST NACH DEM REICH GOTTES

Die Nachfolge Jesu Christi

1.

„Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter.
Bei vollkommenen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt ers zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.“

(Goethe, Faust, II. Teil, V. Akt, in: ders., Werke, Bd. 3, Frankfurt 1965, 323 f.)

So spricht die Sorge zu Faust. Sie hat sich durchs Schlüsselloch in sein Zimmer geschlichen. Als Faust fragt: „Wer bist denn du?“ antwortet sie schelmisch: „Bin einmal da.“ Auf die Aufforderung „Entferne dich!“ entgegnet sie lakonisch: „Ich bin am rechten Ort.“

Wen die Sorge in Besitz nimmt, dem wird die Welt zum Schemen. Die Sorge taucht alles in ein düsteres Licht. Zwar liegt der ganze Reichtum der

Schöpfung vor einem offen da, aber die Sorge verhindert das Zugreifen. Sie lähmt. Man sitzt an einem gedeckten Tisch, aber die Sorge verdirbt den Appetit. Der Unterschied zwischen Glück und Unglück verwischt sich. Die Möglichkeiten des Tages bleiben ungenutzt, weil die Sorge in die Angst vor der Zukunft versetzt.

Goethe hat – unter der Vermittlung Herders – im letzten Akt des „Faust“ auf eine Fabel zurückgegriffen, die von Hyginus, einem römischen Philologen und Historiker, überliefert worden ist. Nach dieser Fabel hat die Sorge, lateinisch *cura*, etwas aus einem Tonklumpen geformt. Sie bittet Jupiter, er möge ihm seinen Geist einhauchen. Das geschieht. Bei der Namensgebung des neugeschaffenen Wesens bricht ein Streit aus. Jupiter fordert, es müsse nach ihm genannt werden, da er den Geist gegeben habe. Aber auch die Erde reklamiert das Wesen für sich, da sie den Stoff zur Verfügung gestellt habe. Saturn muss entscheiden und verfügt: Jupiter, der den Geist eingehaucht habe, werde den Geist nach dem Tod zurückerhalten und die Erde den Stoff. Weil aber *Cura*, die Sorge, dieses Wesen zuerst geformt habe, „so möge, solange es lebt, die Sorge es besitzen“. Sein Name sei *homo*, Mensch; denn es sei aus *humus*, Erde, gebildet.

Die Besitzergreifung durch die Sorge ist das Motiv, das Goethe am Schluss des „Faust“ aufgenommen hat. Dr. Faust, eine legendäre Gestalt aus der Zeit der Reformation, die sich der Magie bzw. dem Teufel ergeben haben soll, lässt Goethe im zweiten Teil seiner Tragödie als erfolgreichen Unternehmer auftreten. Faust baut Dämme, um Land

urbar zu machen. Er will die Menschheit voranbringen und „Räume vielen Millionen (eröffnen)“. Er arbeitet dafür, sie in „ein paradiesisch Land“ zu führen. Aber da holt ihn die Sorge ein. Sie haucht ihn an, so dass er erblindet. Faust ergötzt sich am „Geklirr der Spaten“. Er hält diesen Lärm für das Aufbruchssignal in eine neue Zeit. Aber in Wirklichkeit sind es die Lemuren, die sein Grab aus-schaufeln.

Der entscheidende Gesichtspunkt der antiken Fabel, auf die sich Goethe bezieht, ist, dass der Mensch der Sorge von seinem Ursprung her gehört, denn sie hat ihn zuerst geformt (*cura enim ... prima finxit*), und dass sie ihn während seines ganzen Lebens besitzt (*teneat quamdiu vixerit*). Der Mensch wird von der Sorge „besetzt gehalten“. So wird man das Verb *teneo* zu übersetzen haben.

Martin Heidegger hat die Fabel etwa ein Jahrhundert nach Goethes „Faust“ für die Philosophie entdeckt und ausgewertet. Er interpretiert die einschlägige Stelle der Fabel so: „Das Seiende wird von diesem Ursprung nicht entlassen, sondern festgehalten, von ihm durchherrscht, solange dieses Seiende ‚in der Welt ist‘. Das ‚In-der-Welt-sein‘ hat die seinsmäßige Prägung der ‚Sorge‘.“ (M. Heidegger, *Sein und Zeit*, (1927) Tübingen ¹¹1967, 198) Zum Verständnis seiner Interpretation ist grundlegend, dass die Sorge nicht aus Phänomenen wie Wille, Wunsch, Hang und Drang abgeleitet werden kann, sondern dass diese vielmehr „selbst in ihr fundiert sind“ (aaO., 182). Die Sorge liegt nach Heidegger also „vor“ jeder, das heißt immer

schon *in* jeder faktischen ‚Verhaltung‘ und ‚Lage‘ des Daseins“ (aaO., 193).

2.

In diese von der Sorge beherrschte Welt hat Jesus hineingerufen: „Sorgt nicht!“ (Mt 6, 25 / Lk 12, 22) Das ist nicht aus Naivität, Leichtsinn oder Weltfremdheit geschehen. In Israel war man innig damit vertraut, dass sich die Menschen auf der Erde nur mit Mühsal durch das Leben bringen (s. 1. Mose 3, 17). Diese generationenübergreifende Erfahrung steht im Hintergrund. Das Wort Jesu ist also nicht in schwärmerischem Protest gegen diese menschliche Grunderfahrung entstanden. Vielmehr gründet der mahnende und befreiende Zuruf „Sorgt nicht!“ in dem Neuen, das von Jesus durch das Evangelium von dem Reich, der Herrschaft Gottes gesetzt worden ist.

Mit der Herrschaft Gottes ist nicht ein Sowohl-als-auch, sondern ein Entweder-oder gesetzt. Dieses kommt in einem Einzelspruch zum Ausdruck, der in der Bergpredigt zwischen der Warnung vor dem Schätzesammeln (Mt 6, 19-23) und der vor dem Sorgen (6, 25-34) steht (6, 24): „Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird an dem einen hängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“

Jesus sagt nicht: „Niemand darf ...“ oder „Niemand soll ...“, sondern: „Niemand *kann* zwei Herren dienen.“ Es gibt Lebensbereiche, die nicht den

ganzen Menschen fordern. Daher gehört es zur Lebenskunst, seine Zuneigungen und Kräfte aufzuteilen. Aber das gilt keineswegs im Blick auf Gott und sein Herrsein. Gott steht nicht neben anderen Göttern und Mächten, sondern über ihnen. Denn er ist der Schöpfer – im Unterschied zu allem Geschaffenen. Er ist der *eine* Gott und Herr. Deshalb ist es nicht möglich, neben Gott noch etwas anderes zu stellen, ohne Gott als Gott zu negieren. Unter ihm hat alles Platz, neben ihm nichts.

Im prekären Bereich des Besitzes und des Geldes haben Menschen zu allen Zeiten gemeint und meinen dies bis heute, die Herrschaft zwischen Gott und dem Geld miteinander in Einklang bringen zu können. Doch Jesus hat dem mit Entschiedenheit widersprochen: „Ihr *könnt* nicht Gott dienen und dem Mammon!“ Das Wort „Mammon“ kommt aus dem Aramäischen und ist unübersetzt in das griechische Neue Testament übernommen worden. Auch Luther behält es in seiner Übersetzung ins Deutsche bei. Es steht für das Vermögen und die Güter, mit denen der Mensch sein Leben zu sichern sucht. Gegen die Lebenssicherung als solche wird nichts gesagt, aber sehr wohl dagegen, dass sich die Güter unter der Hand zu etwas auswachsen, worauf sich der Mensch verlässt und woran er sein Herz hängt, weil sie ihm Geborgenheit vorspiegeln. Dadurch räumt der Mensch dem Mammon über sich selbst eine Macht ein, die diesen in eine gottähnliche Stellung einsetzt.

Es muss nicht zur kultischen Verehrung des Mammons kommen, obwohl auch sie schon vorgekommen ist. Es genügt das Vertrauen, das der

Mensch in ihn setzt. Durch das Vertrauen übt er die Herrschaft über den Menschen aus, und zwar nicht nur von außen, sondern auch von innen, nämlich mit der Inbeschlagnahme des Herzens. „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ (Mt 6, 21 / Lk 12, 34) Womit aber sich der Mensch in seinem Herzen befasst, das liebt er. Was er liebt, dem hängt er an. Wem er anhängt, das heißt worauf er sich mit seiner ganzen Person bezieht, worin er sich verankert, das ist sein Gott. „Siehe, dieser hat auch einen Gott, der heißt Mammon, das ist Geld und Gut, darauf er sein ganzes Herz setzt, was auch der allgewöhnlichste Abgott auf Erden ist. Wer Geld und Gut hat, der weiß sich sicher, ist fröhlich und unerschrocken, als sitze er mitten im Paradies. Und umgekehrt: Wer keins hat, der verzweifelt und verzagt, als wisse er von keinem Gott.“ So Luther in der Erklärung des ersten Gebotes im Großen Katechismus 1529 (WA 30 I, 133, 23-30). Dem Mammon dienen heißt also, im Herzen von ihm die Zukunftssicherung erwarten. Das aber ist der Abfall von Gott durch die Übertretung des ersten Gebotes im praktischen Lebensvollzug. Das kann unter der Maske der Bigotterie verborgen bleiben, auch dem Übertreter selbst. Heute geschieht es zumeist in profaner Hemmungslosigkeit.

Jesus zerstört mit seinem Wort die Illusion, der Dienst an Gott und der Dienst am Mammon seien miteinander vereinbar. Sie sind vielmehr unvereinbar wie Feuer und Wasser. Der Dienst am Mammon ist Götzendienst; denn der Mammon nimmt das Herz ein und verschließt es gegen Gott und sein Wort. Unsere Gesellschaft führt dafür den indirek-

ten Beweis. Eine im Mammonismus versunkene Welt kann sich nicht zu Gott erheben! Doch hält der Mammon nicht, was er verspricht; denn die angehäuften Schätze gewähren keine Sicherheit, sie vergrößern eher die Unsicherheit. Die Herrschaft Gottes, die Jesus verkündigt, schließt die Entmachtung des Mammons und die Absage an den Mammon ein.

Diese Absage erwartet Jesus von den Seinen. Deshalb wird hier der Imperativ gebraucht, also apodiktisch und kompromisslos gesagt: „Sorgt nicht!“ Der Grund ist: Gott hat sich seinem Volk neu zugewandt. Sein Reich ist mit Jesus im Anbruch. Die Herrschaft des Mammons ist gebrochen. Das steht hinter den Bildern, die Jesus gebraucht. Er spricht von den Vögeln unter dem Himmel (Mt 6, 26 f. Par.) und den Lilien auf dem Feld (6, 28 f. Par.). Das ist poetisch ausgedrückt, aber dahinter steht keine Sentimentalität. Nicht einer romantischen Idylle spricht Jesus das Wort, er verkündigt das Reich Gottes, in dem alles neu wird.

Die Bilder und Worte, die Jesus verwendet, prägen sich unmittelbar ein. Konkret wendet sich Jesus gegen die Sorge um das Leben, gegen die Sorge um die Nahrung und drittens gegen die Sorge um die Kleidung. Dabei schließt er vom Größeren auf das Geringere: Hat Gott das Leben gegeben, dann wird er auch Nahrung und Kleidung gewähren. „Denn das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung“, heißt es bei Lukas (12, 23). Matthäus schöpft aus derselben Redenquelle, gibt diese Feststellung aber in Frageform wieder (6, 25). Das ist rhetorisch geschickt. Da-

durch erzwingt er die Antwort, die selbstverständlich ist, die sich aber jeder nun neu ins Bewusstsein zu rufen hat, nämlich dass das Leben mehr ist als Nahrung und Kleidung, und leitet zu der Schlussfolgerung an, dass es unvernünftig und töricht ist, die Sorgen über das Leben zu stellen.

Sich das Leben nicht durch Sorgen selbst zu vergällen, das lehren die Vögel. Jesus hat sie ausdrücklich zu unseren Lehrmeistern erhoben (Mt 6, 26): „Seht die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen – und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“ Sie fliegen nach Nahrung, aber sie sorgen sich nicht um sie. Was sie an einem Ort nicht finden, suchen sie an einem anderen. Der allmächtige Gott, der sie geschaffen hat (1. Mose 1, 20), sorgt dafür, dass sie Nahrung finden. Statt sich zu grämen, singen sie – so inbrünstig, dass ihr kleiner Leib erbebt.

Auch die Sorge um die Kleidung ist unangebracht. „Lernt von den Lilien auf dem Feld, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.“ (Mt 6, 28; s. a. Lk 12, 27) Aber sie stehen in größerer Pracht als der prachtliebende König Salomo (Mt 6, 29 Par.). Sie treffen keine Schönheitsvorsorge, sie sind von Natur schön.

Ebenso töricht wie die Sorge um die Nahrung und die Kleidung ist die Sorge um die Länge des Lebens (Mt 6, 27; Lk 12, 25). Wie wir keine Macht haben über den Tag der Geburt, so haben wir auch keine Macht über den Tag des Todes. Die Sorge um die Lebenslänge verlängert das Leben nicht!

Das Mahnwort gegen die Sorge zusammenfassend sagt Jesus (Mt 6, 31 f.): „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft.“ Der Mensch ist selbstverständlich der Nahrung und Kleidung bedürftig. Aber der himmlische Vater weiß, dass alle, auch ihr Jünger, dessen bedürft. Dass er das weiß und dass er für das Lebensnotwendige Sorge trägt, darin liegt das Entlastende und das Befreiende der Botschaft Jesu. Über den Vergleich mit den Heiden, den Jesus hier anstellt, darf man aber nicht hinweghören. Denn mit diesem Vergleich enthüllt er den Unterschied, auf den es entscheidend ankommt: Heiden sind Menschen, die von Gott nichts wissen, weil sie die Vatergüte Gottes nicht kennen.

Das klingt auf den ersten Blick nach wenig, darin ist aber alles enthalten. Das ergibt sich zwingend aus dem Kontext, der von dem Vaterunser bestimmt wird. „Darum sollt ihr so beten“, heißt es Mt 6, 9: „Unser Vater im Himmel!“ Auf die Anrede folgen die drei ersten Bitten, die Gott, seinen Namen, sein Reich und seinen Willen, zum Gegenstand haben. Der allmächtige Gott, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde, dieser ist „unser Vater“. Zu ihm rufen die Jünger mit der – vierten – Bitte (Mt 6, 11): „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Scheinbar ergibt sich das alles aus dem ersten Glaubensartikel. Aber in Wahrheit ist es Jesus, der die Jünger in die Gemeinschaft mit dem

ewigen Vater stellt, in der er als der Sohn Gottes steht.

In der einzigartigen Vollmacht des Sohnes Gottes, der Gott den Vater *kennt*, spricht Jesus am Schluss der Perikope das befreiende Wort (Mt 6, 33 Par.): „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ Auch hier wird der Imperativ gebraucht: „Trachtet!“ Das Trachten nach Gottes Reich hat an die Stelle des Sichsorgens zu treten. Dem kleinen Wort „zuerst“ kommt große Bedeutung zu; denn mit ihm werden die Prioritäten neu gesetzt: Gott und seinem Reich gebührt der unbedingte Vorrang vor allem anderen. Worin das Trachten nach dem Reich Gottes besteht, das ergibt sich klar aus dem Zusammenhang von Mt 6: In der Anrufung Gottes des Vaters sowie in dem gläubigen, aus dem Herzen kommenden Nachvollzug der vorrangigen Bitten: „Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe!“ Wird Gottes Reich an die erste Stelle gerückt, wie es ihm zukommt, dann wird den Betern alles andere, das sie zum Leben nötig haben, hinzugefügt. Diese Zugabe ist – das ist das Überraschende – nicht limitiert. Das „alles“ erstreckt sich wirklich auf alles. Nach Luthers Auslegung der vierten Bitte des Vaterunsers gehören dazu nicht nur Nahrung und Kleidung, sondern auch Besitztümer, gutes Regiment, gutes Wetter, Frieden, Gesundheit und alles, was wir zum alltäglichen Leben brauchen.

3.

Zur Ertragssicherung möchte ich die behandelten Texte im Schlussteil zueinander in Beziehung setzen. Ich beschränke mich auf die Erörterung der wichtigsten Aspekte.

1. *Heidnisches und christliches Verständnis der Sorge*

Die Sorge ist für Faust ein ungebetener Gast, aber sie dringt dreist durchs Schlüsselloch ein. Sie überschattet seine hochfliegenden Pläne der Landgewinnung und Modernisierung. Das Projekt kommt nicht zustande. Stattdessen wartet auf ihn das Grab.

Die Sorge ist nicht nur *in* der Welt. Vielmehr ist das In-der-Welt-Sein seinsmäßig von der Sorge geprägt. Das Sein des Seienden enthüllt sich nach Heidegger als Sorge.

In sachlicher Übereinstimmung mit der heidnischen Fabel des Hyginus, auf die sich Goethe und Heidegger beziehen, sieht Jesus das Menschengeschlecht von der Sorge besessen. Im Unterschied zum heidnischen Verständnis liegt die Macht und Herrschaft der Sorge nach jüdischem und christlichem Verständnis aber in dem Abfall des Menschen von Gott und dem Verlust der ursprünglichen Gemeinschaft mit Gott begründet. Wegweisend und grundlegend dafür ist 1. Mose 3.

2. *Jesu Verbot der Sorge*

Stimmen heidnisches und christliches Verständnis der Sorge darin überein, dass die Sorge vom Ursprung her herrscht, dann stellt Jesu Verbot der Sorge entweder eine Sinnlosigkeit dar, denn gegen den Ursprung richten Verbote nichts aus, oder aber er greift mit ihm bewusst an die Wurzeln der menschlichen Existenz. Letzteres ist der Fall: Jesus kennt die Welt Kains; er blendet den Kampf ums Dasein nicht aus, sondern er setzt ihn voraus. Mit dem Verbot der Sorge negiert er also gezielt die Grundbestimmtheit und Grundbefindlichkeit der menschlichen Existenz in der adamitischen und kainitischen Welt. Aber die Negation geschieht nicht um der Negation willen. Die bloße Freude an der Verneinung wäre infantil und bliebe ohne Frucht. Jesu Verbot der Sorge gründet vielmehr in der Herrschaft Gottes, die mit ihm selbst und seinem Wort als der neue Zustand aller Dinge auf den Plan tritt. Hinter dem Verbot der Sorge zeichnet sich die stellvertretende Übernahme des Fluches ab, der auf unserer Welt liegt, nämlich dass Jesus gekommen ist, um sein Leben als Lösegeld für viele dahinzugeben (s. Mt 20, 28 Par.). Mit dem Verbot der Sorge antizipiert Jesus also die Heraufkunft der neuen Schöpfung, die auf seinem versöhnenden Handeln beruht.

3. *Die Verheißung des Evangeliums*

Jesu Verbot der Sorge korrespondiert die Verheißung des Evangeliums: „Euer himmlischer Vater

weiß, dass ihr all dessen bedürft“ (Mt 6, 32 Par.). In der Sorge bringt der Mensch die Angst ums Dasein, um die eigene Existenz, ihre Sicherung in Gegenwart und Zukunft, zum Ausdruck. Darin sieht Jesus das Kennzeichen des Heidentums! Dagegen setzt er die Gewissheit: Gott, der Vater, weiß um eure Ängste, Nöte und Sorgen – nicht nur um die kleinen, sondern auch um die ganz große, unlösbare Sorge, die der Tod aufwirft.

Die Sorge um die Länge des Lebens hat Sören Kierkegaard (1813-1855) treffend „die Sorge der Vermessenheit“ genannt (Christliche Reden 1848. Gesammelte Werke, hg. v. E. Hirsch / H. Gerdes, 20. Abt., Gütersloh 1981 (GTB 618), 62 ff.). Aus Verzweiflung maßt sich das Geschöpf Mensch in ihr die Rolle des allmächtigen und allwissenden Geschöpfes an. Aber „wie sehr er sich auch darum sorgt“ (Mt 6, 27; Lk 12, 25), er erreicht nichts! Jeder Mensch wird genau so lange leben, wie es ihm von Gott bestimmt ist. Das ist keine Drohung, das ist eine Feststellung. Sie ist nicht an und für sich tröstlich. Aber sie wird es durch Jesus, der sich freiwillig dem Tod aussetzt, um ihn zu entmachten, indem er ihn stellvertretend für die dem Tod verfallenen sündigen Menschen auf sich nimmt und vom Tod aufersteht (s. 1. Kor 15, 3 f.). Seitdem gilt: „ein Spott aus dem Tod ist worden“ (Martin Luther, Christ lag in Todesbanden, 1524; EG 101, 4).

4. Im Gegensatz zur Sorge steht der Glaube

Das Reich Gottes kommt zu uns durch die Verkündigung des Evangeliums. Es wird in uns wirksam

durch das Hören auf das Wort im Glauben. Mit dem Glauben tritt der Mensch in den Gegensatz zur Sorge, die sein Leben krakenartig umfängen hält. Wie der Abfall von Gott im Unglauben in die Welt der Sorge entlässt, so entbindet wiederum der Glaube von der Sorge. Im Gegensatz von Sorge und Glaube spiegelt sich der Gegensatz von Mammon und Gott wider. Dieser kommt in jenem zum Austrag.

5. *Das Trachten nach Gottes Reich*

Die Sorge wird überwunden durch das Trachten nach Gottes Reich im Gebet. Das herzliche Zutrauen zu Gottes väterlicher Liebe und Güte verändert nicht die Bedingungen unseres Daseins, wohl aber seine Grundausrichtung. Die Beschwerden des Alltags bleiben Beschwerden. Aber der Glaube bezieht sie im Gebet zuerst auf Gott. Gerade in den kleinen Dingen kann der Glaube zeigen, wie groß er ist. Er macht aus Menschen, die von der Sorge beherrscht werden, Menschen, die nun ihrerseits die Sorge beherrschen und sie in den Dienst der Liebe stellen. Es ist nämlich ein unermesslicher Unterschied, ob man sein Leben unter dem verschlossenen Himmel der Heiden fristet oder unter dem offenen Himmel Jesu.

Das Trachten nach Gottes Reich muss aber wirklich an erster Stelle stehen! Es darf nicht an den Rand gedrängt werden durch Sorgen, etwa – wie neuerdings üblich – durch Sorgen um globale Krisen. In diese Richtung geht die Auslegung von Mt 6, 25-34 des Heidelberger Neutestamentlers

Gerd Theissen (Lichtspuren, Gütersloh 1994, 93-96). Von dem Evangelium, dass der Vater weiß, wessen wir bedürfen, schweigt er. Wie bei Faust herrscht die Sorge um die Welt vor. Sie verdrängt die Sorge um das Reich Gottes. Damit ist Jesu Verbot der Sorge, aber auch die Verheißung des Evangeliums bei ihm ins Gegenteil verkehrt worden. Dass sich Christen an der Bewahrung der Schöpfung beteiligen, ist selbstverständlich. Aber auch das hat unter der Voraussetzung zu geschehen, dass die Prioritäten stimmen, dass also zuerst nach Gottes Reich getrachtet wird.

6. Der Schatz im Himmel

Die Sorgen schwinden dahin, wenn das Trachten nach Gott und seinem Reich das Menschenherz ausfüllt. Auf das Wohlgefallen, das Gott an uns Menschen hat, um Jesu Christi willen; auf Gottes Gnade, Liebe und Güte kommt es an! Die Beziehung zu Gott ist keine Zugabe, Zugabe sind vielmehr die Güter, die er schenkt. Mit Gott ist alles da, ohne ihn ist alles nichts. Was sind die Kreaturen gegen den Schöpfer? Was ist der ganze Kosmos verglichen mit Gott? Gott, der Vater, der sich in seinem Sohn erschlossen hat und durch seinen Geist in der Bindung an sein Wort der Heiligen Schrift redet und regiert – er selbst ist der Schatz im Himmel, der wahre, immaterielle, unvergängliche Schatz. Täglich die Sorgen auf ihn werfen, das ist die Einübung im christlichen Glauben, das ist die Praxis der Nachfolge Jesu Christi. „Darum will er uns von allem anderen abwenden, das außer ihm

ist, und zu sich ziehen, weil er das einige, ewige Gut ist.“ (M. Luther, Großer Katechismus. Erstes Gebot, 1529; WA 30 I, 134, 24 f.)

(Berlin, 24. 09. 2017)

JESUS CHRISTUS, MEIN HERR

Die Sache der Reformation

In der Vorrede zu einem Katalog seiner Bücher und Schriften hat Martin Luther 1533 als die Summe aller seiner Bemühungen angegeben, er habe „nichts gesucht“, als dass „die Heilige Schrift und göttliche Wahrheit an den Tag käme“ (WA 38, 134, 1 f.). Seine Bücher könnten sinnetwegen untergehen, nachdem nunmehr das Evangelium ans Licht gekommen sei. Und wenn sie doch vielleicht nicht ganz entbehrlich wären, dann deshalb, weil man aus ihnen lernen könne, was er als Ausleger und vor allem das „Wort Gottes“ hat „leiden müssen von so vielen und großen Feinden“ (134, 7 f.). Doch auch die Klage über das Übermaß an Feindschaft behält nicht das letzte Wort. Vielmehr schreibt Luther am Schluss der Vorrede: „Ich danke Christo, meinem Herrn, der mich also geführt und behütet hat.“ (134, 22 f.)

Was hat die Reformation gebracht? In der Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln hebt Luther 1538 hervor: „Unsere Kirchen sind nun durch Gottes Gnade mit dem reinen Wort und rechten Gebrauch der Sakramente sowie mit der Erkenntnis aller Stände und rechten Werke erleuchtet und versehen ...“ (WA 50, 195, 18-21). Zu den Errungenschaften der Reformation zählt er nach der Wiedergewinnung der unverfälschten Christus- und Evangeliumsverkündigung und der dem Evangelium gemäßen Sakramentsverwaltung drittens aus-

drücklich das sich daraus ergebende neue Verständnis des menschlichen Gemeinschaftslebens, also der Ehe, der weltlichen Berufe und der Politik. Das wird oft übersehen, wurde von Luther selbst aber für wesentlich gehalten.

Luthers Werk ist von gewaltigem Umfang. Die Gesamtausgabe seiner Schriften, die Weimarer Ausgabe (WA), füllt etwa sieben Meter Abstellfläche in einer Bibliothek aus. Versucht man, die Sekundärliteratur einzubeziehen, stößt man auf mehrere zehntausend Titel (zusammengestellt in der Lutherbibliographie im jährlich erscheinenden Lutherjahrbuch). Die erste Reaktion darauf ist, die Flucht zu ergreifen. Aber das wäre grundfalsch. Denn von Luther kann man wie von keinem anderen das Evangelium lernen. Dazu bietet der jedem zugängliche Katechismus eine vorzügliche Grundlage. Außerdem wird Luthers Werk, so umfangreich es ist, von einer inneren Einheit bestimmt. Ich will versuchen, dieser Einheit auf die Spur zu kommen.

1.

Zunächst ist ein Blick darauf zu werfen, wie Luther zu dem werden konnte, der er wurde. Natürlich können hier nur Umrisse angedeutet werden.

Den beruflichen Rahmen für Luthers Werdegang bildete der Lehrstuhl der *Lectura in Biblia* an der Universität Wittenberg, den er von 1512/13 bis zu seinem Lebensende 1546 innehatte. Ihm war die Aufgabe gestellt, biblische Bücher vor Studenten wissenschaftlich auszulegen. Er begann 1513 mit

einer Vorlesung über die Psalmen. Es folgten Auslegungen der Briefe des Apostels Paulus an die Römer und Galater. Diese Schriften haben Luther vor allem anderen geprägt. Durch sie hat er den Zugang zur ganzen Heiligen Schrift gefunden. Das hat sich in der Lehre und Verkündigung immer wieder aufs neue bewährt. Im Alter hat er sich dann zehn Jahre lang der Genesis gewidmet.

Charakteristisch für Luther ist, dass sich die berufliche Aufgabe der Schriftauslegung und die Lebens- und Heilsfrage, wie er als sündiger Mensch vor dem gerechten und heiligen Gott bestehen kann, gegenseitig durchdrungen haben. Dadurch hat die Bibel insgesamt und in ihr Stellen wie Ps 31, 2; Ps 71, 2; Röm 1, (16-)17; 3, 20-28; 4, 25; Gal 1, 11; 2, 15-21; 3, 13 und andere ein so großes Gewicht gewonnen, dass von ihrer sachgerechten Auslegung die Antwort auf die Heilsfrage abhing.

Die Bibelstelle, die Luther den Zugang zur ganzen Schrift geöffnet hat und zugleich die befreiende Antwort auf die Frage, wie er vor Gott bestehen kann, gegeben hat, ist nach seiner eigenen Schilderung Röm 1, 17: „Gottes Gerechtigkeit nämlich wird in ihm (sc. dem Evangelium) offenbart aus Glauben auf Glauben hin, wie geschrieben steht (Hab 2, 4): „Der Gerechte wird aus Glauben leben.““ In seinem Rückblick auf den Durchbruch der reformatorischen Erkenntnis bekennt Luther, er habe die Vokabel „Gerechtigkeit Gottes“ gehasst, weil er darunter nach dem üblichen philosophischen Gebrauch die formale oder aktive Gerechtigkeit verstanden habe, durch die Gott gerecht ist und die Sünder und Ungerechten straft (WA 54, 185,

17-20). Der Hass auf die Vokabel ist im Kern Hass auf Gott selbst gewesen, der die Sünder nicht nur durch das Gesetz, sondern nun auch noch durch das Evangelium mit seiner Gerechtigkeit und seinem Zorn bedrohe.

Doch davon ist in Röm 1, 16-17 keineswegs die Rede! Der Durchbruch erfolgte, als Luther auf „den Zusammenhang der Worte achtete“ (186, 3 f.; Übers. aus dem Lateinischen), wie er in dieser Stelle besteht. „Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes als die zu verstehen, durch die der Gerechte als durch das Geschenk Gottes lebt, nämlich aus Glauben.“ (186, 5 f.; Übers.) Das Evangelium fordert also nicht die Gerechtigkeit Gottes, es eignet sie vielmehr zu – als „Kraft Gottes zur Rettung für jeden, der glaubt“ (Röm 1, 16).

Festzuhalten ist: In dem sachgerechten Verständnis der Gerechtigkeit Gottes, wie sie durch den Wortlaut von Röm 1, 17 bezeugt wird, besteht der Durchbruch der reformatorischen Erkenntnis. Durch die Sachgerechtigkeit des Verständnisses dieser Schriftstelle wird der Zugang zur ganzen Schrift geöffnet, aber zugleich die Antwort auf die Heilsfrage gegeben, wie der sündige Mensch vor Gott bestehen kann, nämlich allein durch den Glauben an das Evangelium, in dem Gott seine in Christus geschehene Tat der Versöhnung den von ihm Abgefallenen als vergebendes Wort von der Versöhnung zuspricht. Beides fällt zusammen und gehört zusammen: Die Vergewisserung darüber, was die Schrift als letztgültiges Wort im Verhältnis des Menschen zu Gott aussagt, und die Erlangung persönlicher Heilsgewissheit. Luther hat das im Rück-

blick so gesagt: „Da hatte ich die Empfindung, ich sei ganz und gar von neuem geboren und durch geöffnete Pforten in das Paradies selbst eingetreten. Da zeigte mir zugleich die ganze Schrift ein anderes Gesicht.“ (186, 8-10; Übers.)

Objektiv beruht der reformatorische Durchbruch also auf dem sprachlich und theologisch nachvollziehbaren Verständnis von Röm 1, (16-) 17, subjektiv in der Befreiung aus Gewissensnöten und in dem Frieden mit Gott. Das, was geschrieben steht über die Gerechtigkeit Gottes als Inhalt des Evangeliums, ist das, was die ganze Schrift erschließt und zugleich das Tor zum Paradies öffnet. Aus dem Zusammenfallen von Schriftauslegung und Heilsgewissensvergewisserung erwuchs Luther ab etwa 1515/16 der Mut, den einflussreichsten Institutionen des Abendlandes in der ausschließlichen Bindung an das Wort der Heiligen Schrift zu widersprechen. Das ist nicht aus Willkür oder aus Lust an der Provokation geschehen, sondern im Gehorsam gegen Gottes Wort, an das er – so Luther 1521 in Worms – mit seinem Gewissen gebunden sei (WA 7, 838, 7; wörtlich: „gefangen“).

2.

Luther ist durch Schriftauslegung zum Reformator geworden. Das lässt sich mit Bestimmtheit festhalten unter Bezugnahme auf seine Schilderung des reformatorischen Durchbruchs. Daraus ergibt sich aber auch die Präzisierung: Nicht durch eine beliebige Schriftauslegung, sondern durch die, die den Menschen in seinem Verhältnis zu Gott von vorn-

herein einbezieht und ihn Gottes Gerichtsurteil und Freispruch, also Gesetz und Evangelium, aussetzt. Das muss besonders unterstrichen werden, weil die heutige Schriftexegese von historischen und literarischen Fragestellungen dominiert wird. Diese waren für die Reformatoren, aber auch für die Kirchenväter von untergeordneter Bedeutung. Sie dürfen in Theologie und Kirche auch keinesfalls den ersten Platz einnehmen! Wo immer das geschieht, wird die Seins- und Wahrheitsfrage, wie ich als der der Sünde und dem Tod verfallene Mensch vor dem gerechten und lebendigen Gott bestehen kann, durch die Frage ersetzt, wie der Prophet Jesaja Gott aufgefasst oder wie der Apostel Paulus Christus verstanden hat. Diese Fragen gehören zweifellos zur Theologie, stehen aber an zweiter Stelle und dürfen nicht die Heilsfrage verdrängen.

Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Wenn ich einen Arzt aufsuche, geht es mir zuerst darum, in Erfahrung zu bringen, woran ich krank bin und wie ich gesund werden kann. Die Frage, wie die Medizin diese Krankheit in ihrer Fachsprache bezeichnet und wie sie sie in die Geschichte der Medizin einordnet, interessiert mich allenfalls am Rande und die meisten Patienten überhaupt nicht. In Entsprechung dazu geht es bei der Frage nach Gott zuerst und vor allem darum, ob und wie ich als sündiger und dem Tod unterworfenen Mensch vor ihm bestehen und leben kann. Daran entscheidet sich Sein oder Nichtsein. Doch diese alles entscheidende Frage bringt die heutige Theologie und Kirche in Verlegenheit. Sie gibt darauf konventionelle Antworten aus der Geschichte, also

aus zweiter Hand. An die Stelle des ursprünglichen Fragens und Verstehens ist ein historisch nachempfindendes Fragen und Verstehen getreten. Als wenn es nicht um die „Krankheit zum Tode“ (Sören Kierkegaard) ginge, sondern um die literarische Überlieferung antiker Texte. Nach reformatorischem Maßstab bedeutet das aber, dass sie nicht bei ihrer Sache ist.

Zur Sache kommen Lehre und Verkündigung mit der Heils- und Rechtfertigungsfrage, wie sie z. B. Ps 130, 3 formuliert ist: „Wenn du, HERR, Sünden anrechnen willst – HERR, wer wird bestehen?“

Das Sein vor Gott ist die Grundrelation und Grunddimension der menschlichen Existenz. Sie kann geleugnet werden, aber sie verschwindet dadurch nicht. Die Leugnung wirkt sich vielmehr in vielerlei Existenzängsten aus und lenkt die Heils-, Sinn- und Rechtfertigungsfrage auf numinose Mächte, Heroen und Götter wie in der Antike oder auf Ideen, Ideologien, Organisationen, Parteien oder anderes wie in der Neuzeit. Durch den Anspruch, den sie erheben, können sie an Gottes Stelle treten und tun dies faktisch immer wieder. Aber ihnen allen ist gemeinsam, so verschieden sie sein mögen, dass sie die Grundfrage des Menschen nicht beantworten. Diese lautet heute genauso, wie sie immer gelautet hat: Wie kann der von Gott abgefallene und der Sünde und dem Tod verfallene Mensch vor dem einen, heiligen und gerechten Gott bestehen, der ihn geschaffen hat, am Leben erhält und Rechenschaft von ihm fordern wird?

Die meisten Menschen pflegen sich vor dieser Frage abzuschirmen. Luther dagegen war dieser

Frage schutzlos ausgeliefert. Wie er mit ihr umgegangen ist, lässt sich seiner Auslegung von Ps 130 aus dem Jahr 1517 entnehmen (WA 1, 206-211). Der Beter des Psalms sei „seinem Jammer aufs allertiefste zugekehrt“ (206, 30), stellt Luther zu Beginn fest. Er ruft aus der Tiefe (Ps 130, 1)! „Wir sind alle in tiefem, großem Elend, aber wir fühlen nicht alle, wo wir sind“ (206, 31 f.). Vielleicht kann man vor Menschen bestehen. Aber: „Was hülfe es, dass alle Kreaturen mir gnädig wären und meine Sünde nicht beachteten und erließen, wenn sie Gott beachtet und behält?“ (207, 17 f.) Umgekehrt: „Was schadet es, wenn alle Kreaturen mir die Sünden anrechneten und behielten, wenn Gott sie erlässt und nicht achtet?“ (207, 18-20) Vor dem Urteil Gottes gibt es „keine Zuflucht zu etwas anderem, wo jemand bestehen oder bleiben könnte“ (208, 2 f.). Vielmehr gilt: Bei Gott „allein ist die Vergebung“ (208, 5; Ps 130, 4). Gott erweist sich „wunderlich in seinen Kindern“; denn er macht sie mit einander widersprechenden Dingen – Furcht hier, Hoffnung dort – „selig“ (208, 19 f.). Er handelt wie ein Bildhauer: Indem er abhaut, was am Holz nicht zum Bild gehört, fördert er die Form des Bildes (208, 27-29). „So wächst in der Furcht, die den alten Adam abhaut, die Hoffnung, die den neuen Menschen formt.“ (208, 29 f.) Die Hoffnung gründet sich „auf sein Wort“ (Ps 130, 5). „Dieses Wort und Verheißens Gottes ist der ganze Unterhalt des neuen Menschen“ (209, 22 f.). Die aus Verzweiflung ihre Zuflucht zu ihren Werken nehmen, wollen sich selbst „herausarbeiten“ (210, 37). Aber das ist ein Irrweg, der nur tiefer in die Verzweif-

lung führt. An die Stelle dieser Ausflucht tritt die Gewissheit: „Er, er, Gott selbst, und nicht wir selbst, wird Israel erlösen“ (211, 5; nach Ps 130, 8).

Aus Luthers Auslegung von Ps 130 wird deutlich: Das Heilsgeschehen ist ein Rechtfertigungsgeschehen. Es beginnt mit der Anrufung Gottes sowie mit dem Bekenntnis der Sünde und der Bitte im Gebet um Vergebung um Christi willen. Das geschieht angesichts des Nichtbestehenkönnens des sündigen Menschen vor Gott. Alles ist auf die Relation Gott – Mensch zugespitzt. In der Abwendung von allem, was nicht Gott ist, und der Umkehr allein zu Gott liegt die Ursprungssituation der Rechtfertigung. Gott – Gott selbst! – spricht schuldig durch sein Gesetz und vergibt durch sein Evangelium. Er „tötet und macht lebendig“ (1. Sam 2, 6) durch das Wirken seines Geistes. So entsteht das Gottesvolk, das, wie Luther in seiner Nachdichtung von Ps 130 „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ gesagt hat, „aus dem Geist erzeugt“ wird (EG 299, 4). Vor diesem Hintergrund wird der Mensch, der sich aus seinen Werken, aus seiner Leistung bewertet, in die Krise geführt und der Weg der Werkgerechtigkeit als töricht und vergeblich offenbar. „Darum auf Gott will hoffen ich, / auf mein Verdienst nicht bauen“ (EG 299, 3).

Auf Gott zu hoffen und nicht auf eigene Verdienste zu bauen, das beruht auf der Befreiung, die in dem Glauben an das Evangelium gründet, dessen Inhalt der Sohn Gottes ist, Jesus Christus, unser Herr, geboren aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch und eingesetzt als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten (Röm 1, 3-

4). Der Außerordentlichkeit und Analogielosigkeit der Person Jesu Christi entspricht die Unvergleichlichkeit seines Werkes; denn er hat nicht für sich selbst gehandelt, sondern er „ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt“ (Röm 4, 25). Dass aus der richtenden und verklagenden Gerechtigkeit die den Sünder rettende Gerechtigkeit Gottes (Röm 1, 17) werden konnte und geworden ist, hat also seinen Grund in der stellvertretenden Sühne für unsere Sünden (Röm 3, 25), die Christus mit seinem Tod am Kreuz erbracht hat. Indem sich der Glaubende auf das Evangelium bezieht und Gottes Heilszusage für sich in Anspruch nimmt, beruft er sich auf Christus und sein Werk und lässt dieses als für ihn geschehen gelten.

Wie innig beides zusammengehört, der Erkenntnisgrund und der Realgrund der rechtfertigenden – und nicht der verklagenden – Gerechtigkeit Gottes, das sollen einige Zitate aus Luthers Vorlesung über den Römerbrief belegen. Luther fragt: „Woher werden wir also die Gedanken nehmen, die uns verteidigen? Allein von Christus und in Christus.“ (WA 56, 204, 14 f.; Übers. aus dem Lat.) Warum? Weil sich aus dem Evangelium ergibt: „Dieser hat genug getan; er ist gerecht; er ist meine Verteidigung; er ist für mich gestorben; er hat seine Gerechtigkeit zu der meinigen gemacht und meine Sünde zu der seinigen.“ (204, 17 ff.) Das aber heißt: „Gott ist hier, der rechtfertigt. Wer will verdammen?“ (204, 26 f.)

Zu unterstreichen ist in diesem Zusammenhang: Die Rechtfertigung vor Gott aus Gnade allein

hat ihren unverrückbaren und bleibenden Grund darin, dass Gott Christus zu unserer Erlösung dahingegeben hat (Röm 3, 24 f.; s. dazu WA 56, 37, 26-28). Der Mensch, und zwar gerade der fromme Mensch, neigt dazu, Christus wieder aus dem Rechtfertigungsgeschehen herauszudrängen. Luther führt aus: „Wir merken, wie wir zum Bösen geneigt und im Herzen Feinde des Gesetzes sind. Deshalb glauben wir durchaus, dass wir von Gott her gerechtfertigt werden müssen. Aber wir suchen dies selbst zu erreichen, indem wir ihn betend anrufen ... Christus aber wollen wir nicht; Gott kann uns auch ohne Christus seine Gerechtigkeit geben.“ (Zu Röm 3, 22; WA 56, 255, 22-25; Übers.) Mit aller Schärfe hält Luther dagegen: „Das will er und kann er nicht. Denn Christus ist auch Gott. Die Gerechtigkeit wird nicht gegeben, außer durch den Glauben an Jesus Christus. So ist es festgelegt (*statutum est*); so gefällt es Gott und daran wird nichts geändert.“ (255, 26-28; Übers.) Die Rechtfertigung besteht also in dem vorbehaltlosen Vertrauen auf Christus als den Inhalt des Evangeliums, das ihn uns als den verkündigt, „der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung“ (1. Kor 1, 30). Aus dieser Perspektive gesehen gibt es keine größere Anmaßung und keinen ärgeren Hochmut als: „nicht durch Christus gerechtfertigt werden zu wollen“ (255, 29: *non per Christum velle Iustificari*).

3.

Mit dem Artikel von der Rechtfertigung hat Luther das biblische Christuszeugnis durch Schriftauslegung als die befreiende Antwort auf die Seins-, Wahrheits- und Heilsfrage entfaltet. Es ist von entscheidender Bedeutung zu sehen: Christuszeugnis und Rechtfertigungslehre gehören untrennbar zusammen (s. ASm II, 1; WA 50, 198, 4 – 200, 5). Wird das Christuszeugnis gegenüber dem Rechtfertigungsartikel isoliert oder umgekehrt, dann werden beide zugleich verfehlt!

Den Terminus „Rechtfertigung“ hat Luther von Paulus übernommen. Auf ihn kann die Theologie auch keinesfalls verzichten. Nachdem aber Luther durch ihn die „Sache der Schrift“ (*res scripturae*) verstanden hatte, konnte er diese auch ohne ausdrücklichen Gebrauch der Fachterminologie als die „Sache der Reformation“ darlegen, z. B. in dem Lied „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“ (1523; EG 341) oder in der Erklärung des zweiten Artikels im Kleinen Katechismus (1529).

Luthers Erklärung des zweiten Glaubensartikels soll dem Schluss des heutigen Vortrages, aber auch mit Bezug auf die vorausgegangenen, zugrunde liegen. Die Kernaussage ist: Jesus Christus, mein HERR. In ihr liegt die Sache der Reformation beschlossen (Ernst Wolf).

Luthers Erklärung des zweiten Artikels besteht aus einem einzigen Satz (WA 30 I, 295, 29 ff.; Text: EG 806. 2). Man hat ihn den schönsten Satz der deutschen Sprache genannt. Auf jeden Fall ist er einer der inhaltsreichsten. Ihn muss man sich

einprägen, um ihn stets ins Gedächtnis rufen und befragen zu können. Er erschließt sich dem Glauben bei stetiger Wiederholung. Es wird der ganze Artikel „von der Erlösung“, wie seine Überschrift lautet, umfasst. Dabei werden aber Schwerpunkte gesetzt: Die Person Jesu Christi wird zu Beginn behandelt, danach sein Werk, am Schluss die Frucht seines Werkes, die ihm als dem Erhöhten zu eigen geworden ist.

An wen glaubt die Christenheit? An Jesus Christus. Dieses Bekenntnis schließt die inhaltliche Näherbestimmung ein, dass Jesus Christus in ein und derselben Person „wahrhafter Gott vom Vater in Ewigkeit geboren“ und „wahrhafter Mensch von der Jungfrau Maria geboren“ ist. Das ist die Zwei-Naturen-Lehre, die Luther hier in Anlehnung an das Konzil von Nicaea 325 und Konstantinopel 381 in Kurzfassung wiedergegeben hat. Darin ist das biblische Zeugnis über die Person Jesu Christi theologisch zusammengefasst.

Gott ist *einer*, aber dies ist er in der unauflösliehen Zusammengehörigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Deshalb eignet dem Sohn dasselbe unüberbietbare Prädikat wie dem Vater und dem Geist: „wahrhafter Gott“. Er wurde nicht geschaffen wie alle Kreaturen, sondern „vom Vater in Ewigkeit geboren“. Gemeint ist nicht, er sei vom Vater vor der Schöpfung hervorgebracht worden, wäre er dann doch nicht wahrhafter Gott im strengen Sinne des Wortes. Gemeint ist vielmehr: „Gott von Gott“, teilhaftig der einen Gottheit, aber als Person vom Vater und Geist unterschieden. Der Kirchenvater Athanasius von Alexandrien (297-

373) hat das treffend so erklärt: Gott ist nie Vater gewesen ohne den Sohn und den Geist, vielmehr *ist* der eine Gott von Ewigkeit her Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Von nicht geringerem Gewicht ist die parallele Bekenntnisaussage: „wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren“. Dem geistgewirkten Ursprung und der Geburt Jesu Christi war ein eigener Vortrag gewidmet. Hier sei nur unterstrichen: Der ewige Sohn Gottes hat durch die Geburt von der Jungfrau Maria die menschliche Natur angenommen. Er ist in allem den Menschen gleich geworden (Phil 2, 7), nur in der Sünde nicht (2. Kor 5, 21). Er ist also weder ein in Menschengestalt gekleideter Halbgott noch ein allmächtiger Übermensch, sondern wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in einer Person. Nur als solcher konnte er das Erlösungswerk vollbringen, von dem die Rede ist. Denn was das Menschengeschlecht zu retten vermag, kann nicht aus ihm selbst kommen. Es muss seinen Ursprung in Gott haben und frei von Sünde sein, andererseits aber vollen Anteil an der menschlichen Natur haben.

Das ist Jesus Christus, analogielos nicht nur als Person, sondern ohne Analogie ist auch sein Werk und die Liebe, in der er es vollbracht hat. Luther fasst das – das biblische Kyriosbekenntnis aufnehmend – in der Bekenntnisaussage „mein HERR“ zusammen. Herr ist Jesus Christus dadurch, „dass er mich erlöst hat von Sünde, vom Teufel, vom Tod und allem Unglück. Denn zuvor habe ich keinen Herrn noch König gehabt, sondern bin unter der Gewalt des Teufels gefangen, zu dem Tod ver-

dammt, in der Sünde und Blindheit verstrickt gewesen.“ (WA 30 I, 186, 12 ff.) So hat sich Luther im Großen Katechismus geäußert. Im Kleinen Katechismus sagt er in der Sache dasselbe, aber sprachlich geschliffener und einprägsamer: Jesus Christus ist mein HERR, „der mich verlornen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben“ (WA 30 I, 295, 33 ff.; EG 806. 2). Dazu drei kurze Erläuterungen: „verlornen“ heißt abgewirtschaftet haben, abhanden gekommen sein; „verdammten“ geht auf das lateinische *damnare* zurück und drückt die rechtmäßige Verurteilung aus. Aus seiner selbstverschuldeten Verlorenheit ist der Mensch, bin ich „erlöst“, d. h. freigesprochen, zurückerworben und wiedergewonnen durch die stellvertretend geschehene Selbsthingabe Jesu Christi in „seinem unschuldigen Leiden und Sterben“.

Was folgt aus dem Erlösungswerk des Herrn Jesus Christus? Luther stellt im Schlussteil heraus: „damit ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit“ (WA 30 I, 297, 6 ff.; EG 806. 2). Auch hierzu muss ich mich auf einige Anmerkungen beschränken.

Zunächst: Herrenlosigkeit, die auf den Verlust der Gemeinschaft mit Gott folgt, ist nicht Freiheit, sondern Verlorenheit unter der Gewalt von Sünde, Tod und Teufel. Sie führt nicht in ein freies Leben, sondern in entehrenden Sklavendienst. Es ist der

Satan, der Verführer, der Menschen suggeriert, sie fänden ihr Glück in einem Leben ohne und wider Gott. Millionen sind heute dieser Suggestion erlegen. „Sie suchen, was sie nicht finden, in Liebe und Ehre und Glück“, dichtete die Fürstin Eleonore von Reuß (1835-1903). Keine Stunde ihres Lebens sei sie wirklich glücklich gewesen, soll Marilyn Monroe, die amerikanische Filmikone, von sich gesagt haben.

Herrenlosigkeit ist – entgegen der im deutschen Idealismus populär gewordenen Meinung, die die heutige Öffentlichkeit dominiert – in Wirklichkeit also verdeckter Sklavendienst. Das muss man in Betracht ziehen, um den Jubel heraushören zu können, der in den Worten liegt: „damit ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit“. Luther hat damit die Überwindung der Sinnlosigkeit des menschlichen Lebens und der Vergeblichkeit des menschlichen Tuns durch die Wiedergewinnung der eigentlichen Bestimmung des Menschen, Gott zu gehören und zu leben, zum Ausdruck gebracht.

Sodann sei die Aufmerksamkeit noch auf die Schlusswendung gelenkt: „gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebt und regiert in Ewigkeit“. Christus ist durch seine Auferstehung und Erhöhung Raum und Zeit entnommen. Aber er umfasst sie als der erhöhte Herr, der in der Allmacht und Allgegenwart Gottes lebt und regiert, so dass er jeder Generation aufs neue durch sein Wort und seinen Geist gegenwärtig und gleichzeitig werden kann. An die Stelle der versklavenden Mächte ist

„Jesus Christus getreten; ein Herr des Lebens, der Gerechtigkeit, alles Guten und der Seligkeit, und er hat uns arme, verlorene Menschen aus dem Rachen der Hölle gerissen, gewonnen, frei gemacht und wieder in die Huld des Vaters gebracht“ (WA 30 I, 186, 23-26). Durch seine Auferstehung hat er „den Tod verschlungen“ (187, 6) und die wahre Hoffnung auf das ewige Leben aufgerichtet. Paulus fasst das im Brief an die Römer so zusammen (14, 9): „Dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebende Herr sei.“

Unter allen Erklärungen der drei Glaubensartikel steht die Beglaubigungs- und Beteuerungsformel: „Das ist gewisslich wahr.“ Sie darf nicht als Ausdruck subjektiver Überzeugung missverstanden werden; denn mit ihr wird die Wahrheit des Evangeliums von Jesus Christus sowie der Heiligen Schrift, die das Evangelium bezeugt, unterstrichen.

Es stellt einen guten Abschluss dieses Vortrages wie der Vortragsreihe insgesamt dar, mit Luther zu betonen: Die Wahrheit ist gewiss, deshalb macht sie frei (Joh 8, 32) und stiftet die Gewissheit des Heils.

DIE SCHMALKALDISCHEN ARTIKEL

Eine Einführung in die Botschaft der Reformation mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Gewalt des Papstes

Als Pilatus Jesus fragte, ob er, obwohl sein Reich nicht von dieser Welt ist, dennoch ein König sei, antwortete Jesus (Joh 18, 37 f.): „Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit?“ Aus der Rückfrage des Pilatus spricht Resignation. Resignation kommt auf, wenn man sich der Wahrheitsfrage nicht gewachsen fühlt oder gar nicht erst auf sie einlassen will. Letzteres dürfte auf Pilatus zutreffen. Er wollte sich aus den jüdischen Streitigkeiten heraushalten. Aber eine Entscheidung musste er schließlich dann doch treffen. Er verurteilte Jesus, obwohl er ihn nicht eigentlich für schuldig hielt.

Christen sind Menschen, denen die Ehre zuteil wird, dass sie durch die Bibel in Verkündigung und Lehre der Wahrheit ausgesetzt werden. Freilich lassen sich nicht alle auf sie ein. Wer sich der Wahrheitsfrage aber prinzipiell verweigert, der sollte die Schmalkaldischen Artikel meiden! Denn die Schmalkaldischen Artikel schärfen das Wahrheitsgewissen und fördern das Unterscheidungsvermögen. Martin Luther hat in ihnen das Evangelium von Jesus Christus bezeugt, und zwar das

Evangelium um des Evangeliums und nicht um eines Nebenzwecks willen, sei es eines persönlichen oder politischen. Es ist aussagbar, was das Evangelium ist und was es nicht ist; was zu ihm gehört und was nicht zu ihm gehört. Luther hat das durch den Hauptartikel von Christus und der Rechtfertigung entfaltet. Das ist überprüf- und nachvollziehbar, weil seine Argumentation ausschließlich und allein auf der Heiligen Schrift beruht.

1. Geschichtlicher Hintergrund und Entstehungsgeschichte

Es ist unerlässlich, den geschichtlichen Hintergrund und die Entstehungsgeschichte der Schmalkaldischen Artikel in den Umrissen zu kennen. Andererseits ist es nicht möglich, sie detailgenau an einem Abend darzustellen. Ich beschränke mich auf einige Hinweise (s. Beilage 4).

Den geschichtlichen und politischen Hintergrund der Schmalkaldischen Artikel bildet der Schmalkaldische Bund. Im Bundesgründungsvertrag, datiert auf den 27. Februar 1531, sicherten sich die Unterzeichner für den Fall der gewaltsamen Verhinderung der Verkündigung des Wortes Gottes und der „Sachen“, die daraus folgen, ihren gegenseitigen Beistand zu. Gedacht war an ein reines Defensivbündnis. Unterzeichnet haben den Vertrag Fürsten, Grafen, Magistrate und Bürgermeister von Städten. Geführt von Kursachsen und Hessen, entwickelte sich der Bund zu einem beherrschenden Machtfaktor im Reich und bot bis zum Schmalkaldischen Krieg 1546/47 die politi-

sche Rückendeckung für die Ausbreitung und Stabilisierung der Reformation. Als auf dem Nürnberger Anstand 1532 die Zusicherung gegeben wurde, alle juristischen und militärischen Schritte gegen die Protestanten „anstehen“ zu lassen, begann die hohe Zeit des Bundes. Sie währte bis etwa 1539. In diese Zeit fällt die Einführung der Reformation in bedeutenden deutschen Territorien und Städten, z. B. in Württemberg, Pommern, Hannover (Stadt), aber auch außerhalb Deutschlands in Dänemark und Norwegen.

Die Hauptstreitpunkte in dieser Phase der Reformationsgeschichte waren das Widerstandsrecht gegen den Kaiser und die Konzilsfrage. Nach der Ausschreibung des Konzils durch Papst Paul III. am 2. Juni 1536 und den sich daran anschließenden intensiven Beratungen erhielt Luther im Dezember 1536 von dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich I. den Auftrag, Artikel zu verfassen, aus denen hervorgeht, wie weit man mit gutem Gewissen und um der christlichen Liebe willen zur Erhaltung der Einigkeit in der Christenheit nachgeben könne, aber auch herauszustellen, worauf man im Blick auf die angemäße Gewalt des Papstes zu beharren habe.

Luther hielt sich an den klar umrissenen Auftrag des Kurfürsten und ging unverzüglich an die Arbeit. Die Schmalkaldischen Artikel sind in drei Wochen, vom 12. Dezember 1536 bis zum 3. Januar 1537 in Luthers Wittenberger Haus entstanden. Bis zum 17. Dezember hat er selbst geschrieben. Am 18. Dezember erlitt er eine Herzattacke. Danach hat er diktiert. Alle Artikel wurden auf einer

dafür anberaumten Theologenkonferenz vom 28. Dezember an durchgesehen und erörtert. Am Schluss haben die acht Konferenzteilnehmer die von Georg Spalatin angefertigte Abschrift der Artikel unterschrieben; Philipp Melanchthon mit einem Vorbehalt zu dem Artikel über das Papsttum.

Aus der Aufgabenstellung des sächsischen Kurfürsten ergibt sich die Gliederung und der Aufbau der Schmalkaldischen Artikel (s. Beilage 1). Im ersten Teil behandelt Luther die Artikel, die unstrittig sind. Im zweiten Teil stehen die Artikel, über die Gegensätze bestehen, in denen aber um der Wahrheit des Evangeliums willen nicht nachgegeben werden darf. Im dritten Teil sind die Artikel dargestellt, über die verhandelt werden kann.

In den Schmalkaldischen Artikeln herrscht der unbedingte Vorrang des Inhaltlichen über das Formale vor. Es kümmert Luther nicht, dass ein Anhang im dritten Teil den mehrfachen Umfang des ganzen ersten Teils hat. Ausschlaggebend ist, ob zur Sache ausführlich geredet werden muss oder nicht.

Die Schmalkaldischen Artikel werden durch eine doppelte Ausrichtung bestimmt. Sie geben der evangelischen Seite das theologische Rüstzeug für das ausgeschriebene Konzil an die Hand. Sie stellen aber auch zugleich das theologische Testament Luthers dar. Die Schmalkaldischen Artikel sind ein öffentliches Bekenntnis, in denen Luther in Abstimmung mit anderen Reformatoren die Grundpositionen der Wittenberger Reformation dargelegt hat.

2. Der Hauptartikel

Der zweite Teil ist der Hauptteil der Schmalkaldischen Artikel. Es geht um die „Sache“ der Reformation. Mit dem Hauptartikel stellt Luther die Position der Reformation heraus. Die sich aus ihm ergebenden Negationen werden in den folgenden Artikeln ausgesprochen.

Der Hauptartikel besteht aus vier Absätzen (s. Beilage 2). Die Grundlage bildet das biblische Christuszeugnis, das Luther mit – vorzüglich – ausgewählten Stellen komprimiert zusammengefasst hat. Darauf folgt die rechtfertigungstheologische Entfaltung des biblischen Christuszeugnisses. Im dritten Absatz zieht Luther die Folgerung, die sich daraus ergibt. Im vierten Absatz unterstreicht er mit Nachdruck, dass auf diesem Artikel alles steht, was wir lehren und leben. Wenn man des biblischen Christuszeugnisses nicht gewiss ist, kann man nicht bestehen, sondern verliert alles.

Grundlegend ist das biblische Christuszeugnis im ersten Absatz. Es besteht aus dem Christusbekenntnis und vier zentralen biblischen Belegen, die Luther an die Stelle einer eigenen Formulierung hat treten lassen. Das Christusbekenntnis lautet: „Jesus Christus, unser Gott und Herr.“ Der Eigenname „Jesus“ ist mit dem Titel „Christus“ verschmolzen. Wer ist Jesus Christus? Unser Gott und Herr (s. Joh 20, 28). Jesus ist weder ein allmächtiger Mensch noch ein wundertätiger Halbgott. Er ist vielmehr der menschengewordene „Herr Zebaoth“, in dem Gott selbst, der Himmel und Erde geschaffen und sich in Israel offenbart hat, in Erscheinung getreten ist. Als der *eine* Sohn Gottes

steht er in der Seins- und Handlungseinheit mit dem *einen* Gott, ist mit ihm wesenseins und doch als Person von ihm unterschieden. Er trägt den Namen Gottes. In ihm ist Gottes unaussprechbarer Name wieder aussprechbar und anrufbar geworden. Er ist der Kyrios, der Herr, „reich für alle, die ihn anrufen“ (Röm 10, 12). Mit dem Titel und der Anrede „Herr“ hat Luther im Kleinen Katechismus den ganzen Inhalt des zweiten Glaubensartikels zusammengefasst. Der Titel steht für die Einheit des gekreuzigten mit dem auferstandenen Christus. Er umschließt die Person und das Werk Jesu Christi.

Auf das Christusbekenntnis, das auf die Person des Christus bezogen ist, folgen biblische Belege, mit denen das Werk des Christus ausgesagt und veranschaulicht wird. Luther gibt die vier Stellen hier so wieder, dass sie einen Zusammenhang bilden. Das Werk besteht nach ihnen in dem sühnenden und versöhnenden Handeln des Christus, das dieser als der menschgewordene Sohn Gottes in der Handlungseinheit mit Gott dem Vater in seinem Tod und seiner Auferstehung stellvertretend zur Rettung des Menschengeschlechts vollbracht hat. Man muss jede Stelle je für sich auf sich wirken lassen. Dann erschließt sich einem ihre sachliche Zusammengehörigkeit. Als Schlüsselstelle fungiert Röm 4, 25: Jesus Christus hat den Tod am Kreuz nicht um seinetwillen erlitten, sondern er ist vielmehr von Gott „um unserer Sünden willen dahingegeben“, wie man diese Stelle wörtlich wiedergeben muss und wie es Luther in seiner Bibelübersetzung auch getan hat. Aber Christus ist nicht nur um unserer Sünden willen dahingegeben, er ist auch

um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden, wörtlich: „um unserer Rechtfertigung willen auf-erweckt“. Dasselbe rettende Handeln Gottes in Christus und durch Christus wird auch in den auf Röm 4, 25 folgenden Stellen bezeugt. Ich greife hier nur Joh 1, 29 heraus. Nach diesem Wort, für Luther ein Summarium des Evangeliums, hat Jesus Christus die Sünde der ganzen Welt auf sich genommen, und zwar als das von Gott eingesetzte Passalamme des neuen Bundes, und sie mit seinem Tod am Kreuz hinweggetragen, das heißt sie stellvertretend für die Welt getilgt. Dadurch ist der Friede mit Gott gestiftet worden.

Der zweite Absatz des Hauptartikels ist auf den ersten sprachlich und inhaltlich bezogen. Das prophetisch-apostolische Zeugnis von Christus ist kein beliebiges, austauschbares, der Ergänzung bedürftiges, sondern ein klar bestimmtes, festumrissenes und eindeutiges Zeugnis. *Diesem* Christuszeugnis, nicht einem wie auch immer konstruierten, muss geglaubt werden. Es ist wörtlich so gemeint, wie es dasteht: Christus hat durch seinen Sühnetod die Sünde getilgt und mit seiner Auferstehung das neue Leben heraufgeführt. Dieses Zeugnis muss man im Glauben bejahen und für sich gelten lassen. Dann steht man im Glauben vor Gott gerechtfertigt da. „Glaubst du, so hast du; glaubst du nicht, so hast du nicht.“ Mit keinem Werk oder Verdienst ist zu erlangen, was dem Glauben zuteil wird: Die Versöhnung mit Gott, die am Kreuz Christi Ereignis geworden ist und die uns im Evangelium, wie es Luther im ersten Absatz mit jenen vier Bibelstellen zusammengefasst hat, verkündigt wird.

Charakteristisch für die Reformation und die Auseinandersetzung mit Rom ist das „allein“. Nur mit der Exklusivpartikel „allein“ kann festgehalten werden, dass die Versöhnung Gottes mit dem Menschen in Jesu Christi Kreuzestod und Auferstehung vollzogen ist und dass mit ihr alles aus Gnade allein geschenkt wird, wessen der Mensch bedarf, um vor Gottes Gericht bestehen und vor ihm als Gerechtfertigter leben zu können. Diese Gnade und Gabe ist unaussprechlich! Sie schließt ein, dass ich im Glauben schon jetzt frei bin von der Macht der Sünde, von Lastern und Süchten, die im Gefolge der Sünde stehen, und von dem Tod, der mich von Gott trennt. Kurz, mit dem Glauben, und zwar allein mit dem Glauben, trete ich in die Gemeinschaft mit Gott ein und ergreife das ewige Leben, das Gott in Christus heraufgeführt hat.

Im dritten Absatz formuliert Luther nicht: „Von diesem Artikel darf man in nichts weichen oder nachgeben“, sondern: „Von diesem Artikel *kann* man in nichts weichen oder nachgeben ...“ Man kann es nicht, ohne dass Christus und der Glaube verändert werden. Denn die Abweichung von diesem Artikel zieht unweigerlich die Umdeutung und Verfälschung des biblischen Christuszeugnisses nach sich. Wer also meint, er könne es doch, der wird am Ende alles verlieren.

Im vierten und letzten Absatz des Hauptartikels unterstreicht Luther mit Nachdruck: „Und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, den Teufel und die Welt lehren und leben.“ Die Reformation steht auf dem biblischen Christuszeugnis. Sie steht nicht auf sich selbst. Sie will

nicht originell sein, sondern wahr und gründet sich allein auf die Wahrheit des Evangeliums. Die Wahrheit des Evangeliums macht im Glauben gewiss. Denn die Heilsfrage, ob, wie und wodurch der Mensch vor Gott bestehen kann, ist mit dem Evangelium von Jesus Christus eindeutig beantwortet. Deshalb muss man unverbrüchlich an dem Hauptartikel festhalten. Die Preisgabe führt zum Verlust des Glaubens an Christus und zur Auflösung des Christentums.

3. Das Papsttum

Luthers Urteil über das Papsttum hat sich im Ablassstreit 1517-1521 herausgebildet, vor allem in der Primatsdiskussion 1518-1521 und hier wiederum in der Leipziger Disputation 1519. ASm II, 4 stellt das Resümee von Luthers Bewertung des Papsttums dar. Der Artikel erstreckt sich über zehn Absätze (s. Beilage 3).

Die zentralen Aussagen sind:

1. Der Papst ist nicht aus Gottes Wort das Haupt der Christenheit.
2. Das Papsttum beruht auf angemessener Gewalt.
3. Die Hypothese über ein Papsttum aus menschlichem (Kirchen)Recht.
4. Die Schlussfolgerung.

1. Die grundlegende Aussage, wie sie sich aus dem Zusammenhang mit dem Hauptartikel von Christus und der Rechtfertigung ergibt, lautet: „Der Papst ist nicht *jure divino* (aus göttlichem Recht) oder aus Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit.“

Zum Verständnis dieser These muss man die mittelalterliche Kirchen- und Theologiegeschichte ins Auge fassen. Hier kann nur an drei Daten erinnert werden: Papst Bonifatius VIII. hat in der Bulle *Unam sanctam* 1302 die unumschränkte Gewalt des Papstes gefordert, nämlich dass es für jeden Menschen heilsnotwendig ist, dem Römischen Bischof unterworfen zu sein. Das hat Papst Leo X. im April 1516 ausdrücklich bekräftigt. In Anknüpfung daran hat Johannes Eck am 4. Juli 1519 in der Leipziger Disputation die Behauptung aufgestellt, Christus habe *eine* Oberherrschaft in der Kirche Gottes aus göttlichem Recht eingesetzt. Eck vermochte seine These aber nicht biblisch zu begründen. Luther hat dagegen eingewandt, ein Christ könne nicht über die Heilige Schrift hinaus zu einem Artikel des Glaubens genötigt werden; denn die Schrift sei im eigentlichen Sinn das göttliche Recht. Mit der These, das göttliche Recht müsse aus dem Wort Gottes Heiliger Schrift hergeleitet werden, wendet Luther das reformatorische Schriftprinzip (*sola scriptura*) auf die Primatsfrage an und negiert im Ergebnis den päpstlichen Primat aus göttlichem Recht. Denn die Bibel kennt kein „Papstamt“. Mt 16, 18 f., worauf sich Eck mit der Tradition berufen hat, ist erst nachträglich auf das Papsttum bezogen worden und hat keine initiative Rolle gespielt. Was aber in der Heiligen Schrift nicht bezeugt wird, das kann nicht göttlichen Ursprungs und göttlichen Rechts sein. Das ist daher auch nicht heilsnotwendig und darf keinen die Gewissen bindenden Anspruch erheben.

2. Luthers Negation des päpstlichen Primats beruht nicht auf Aversion und Voreingenommenheit gegen das Papsttum. Diese mögen später hinzugekommen sein, haben aber nicht den Ausschlag gegeben. Den Ausschlag hat die Entdeckung gegeben, dass das Papstamt nicht aus göttlichem Recht besteht, und das heißt, dass es nicht mit Gottes Wort begründet werden kann. Darin ist zunächst die These enthalten, das Haupt der Kirche ist einer allein: Jesus Christus. Sodann ergibt sich daraus die Antithese gegen den Anspruch des Papsttums, es gründe sich auf göttliches Recht, woraus wiederum der Anspruch abgeleitet wird, die Zugehörigkeit zum Papsttum sei heilsnotwendig. Das ist sie nicht! Darin sieht Luther vielmehr die angemaßte Gewalt des Papsttums. Sich Gewalt anmaßen, die einem nicht zusteht, ist kein Kavaliersdelikt, sondern frevelhaft und lästerlich. Das auf angemaßter Gewalt beruhende Papsttum gereicht nach Luthers Einschätzung der ganzen christlichen Kirche zum Verderben. Es führt zur Aufhebung und Untergrabung des Hauptartikels von der Erlösung durch Christus allein. Außerdem bringt es keinen Nutzen in der Kirche.

3. Auf der Wittenberger Theologenkonzferenz 1536/37 ist der Artikel über das Papsttum unterschiedlich beurteilt worden. Philipp Melanchthon hat den Vorbehalt erhoben, der Papst könne, wenn er das Evangelium zulasse, um der Einheit der Christen willen seine Superiorität über die Bischöfe behalten, die ihm aus menschlichem Recht (*iure humano*) zugestanden werde. Luther hat sich die-

sem Vorbehalt nicht prinzipiell verschlossen. Melanchthon hat mit ihm der Reformation auch nicht etwa eine Absage erteilt, sondern im Rahmen der reformatorischen Gemeinsamkeiten eine von Luther abweichende Meinung zum Ausdruck gebracht. Aus guten Gründen gehört sein in Schmalcalden 1537 verfasster Traktat „Von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes“ zu den lutherischen Bekenntnisschriften. Denn im entscheidenden Punkt stimmt er mit Luther überein: Das Papsttum besteht nicht aus göttlichem Recht, es gründet sich also nicht auf Gottes Wort, sondern es beruht auf menschlichem Recht bzw. auf kirchlicher Vereinbarung. Das ist vertretbar und auch immer wieder vertreten worden.

Aber Luther hat sich dieser Meinung nicht angeschlossen. Auf einem Einschubblatt seines Artikels über das Papsttum führt er ein Zwiegespräch mit Melanchthon, ohne dessen Namen ausdrücklich zu nennen. Dieses Gespräch beginnt er mit der hypothetischen Annahme („Und ich setze den Fall“), der Papst verzichte auf den Anspruch, „*jure divino* oder aus Gottes Gebot der Oberste“ zu sein. Doch wenn er das täte, wäre das nicht nur die Modifikation, sondern die Preisgabe des Anspruchs auf göttliches Recht und göttlichen Ursprung. Es schlosse das offene Eingeständnis ein, dass das Papsttum *nicht* von Jesus Christus und den Aposteln eingesetzt wurde. Dieser freiwillige Rechtsverzicht wäre die Bedingung der Möglichkeit, dass es in menschlicher Wahl und Gewalt steht, ein „Haupt“ zu wählen und gegebenenfalls abzusetzen (wie es auf dem Konzil zu Konstanz 1414-18 geschehen ist). Aber

das hält Luther für ganz und gar ausgeschlossen. Hierin unterscheidet er sich fundamental von Melanchthon und hat in der Sache bis heute Recht behalten.

Es gibt noch einen weiteren Grund, worin sich Luther und Melanchthon unterscheiden. Im Gegensatz zu Melanchthon ist Luther der Ansicht, dass mit einem Papsttum aus menschlichem Recht der Christenheit „in keiner Weise geholfen (wäre), und es würden viel mehr Abspaltungen aufkommen als zuvor“. Diese Einschätzung teilt Luther übrigens mit den römischen Juristen und Kirchenlehrern. Diese können sich mit Melanchthons Konstruktion eines Papsttums *de jure humano* nicht anfreunden.

4. Die Folgerung, die Luther daraus zieht, umschließt eine Negation und eine Position. Zuerst die Negation: Weder ein auf angemäßer Gewalt noch ein sich auf menschliches Kirchenrecht gründendes Papsttum hat eine Existenzberechtigung in der Kirche Christi, weil weder das eine noch das andere von Gott geboten ist und irgendeinen Nutzen stiftet. Luther hält also nicht nur die Transformation des Papsttums für ausgeschlossen, sondern stellt oben-
drein fest, dass eine solche Transformation, selbst wenn sie wider Erwarten gelänge – sie ist seit 500 Jahren nicht gelungen – nutzlos und vergeblich wäre.

Die Position, die sich aus Luthers Argumentation ergibt, lautet: „Darum kann die Kirche niemals besser regiert und erhalten werden, als dass wir alle unter dem *einen* Haupt Christus leben ... in einträchtiger Lehre, im Glauben usw.“

4. Aufnahme und Bedeutung der Schmalkaldischen Artikel

Auf dem Bundestag in Schmalkalden im Februar 1537 ist der kursächsische Vorstoß, die Bekenntnisgrundlagen des Bundes zu erweitern, gescheitert. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Die Artikel wurden außerhalb des Tagungs geschehens als theologisches Testament des todkranken Luther unterschrieben. Für ihre Veröffentlichung hat Luther 1538 selbst gesorgt.

Auch die Entwicklung zur Bekenntnisschrift nach Luthers Tod und dem verheerenden Schmalkaldischen Krieg kann hier nicht dargestellt werden. Es sei nur vermerkt, dass sie 1552 einsetzte und 1575 abgeschlossen war (s. Beilage 4).

Am Schluss bekennt sich Luther ausdrücklich zu den Artikeln: „Dies sind die Artikel, auf denen ich stehen muss und stehen will bis in meinen Tod, so Gott will. Und ich weiß darin nichts zu ändern noch nachzugeben. Will aber jemand etwas nachgeben, tue er es auf sein Gewissen.“ (WA 50, 252, 10-15) Hervorgehoben wird, dass diese Artikel einen tragfähigen Grund bilden, auf dem man „stehen“ kann, auf dem man also nicht zuschanden wird. Weil sie ganz von dem Hauptartikel her und wiederum auf ihn hin konzipiert sind, partizipieren sie auch an ihm, nämlich an seiner Wahrheit und seiner die Gewissen vor Gott aufrichtenden Kraft.

Die Schmalkaldischen Artikel stehen ihrerseits auf der Heiligen Schrift. Sie decken diese nicht zu, sondern bringen sie vielmehr in der Kirche gegen

das, was sich als Kirche ausgibt, aber nicht Kirche ist, zur Geltung. Das liegt daran, dass das Evangelium von Jesus Christus in den Artikeln unverfälscht bezeugt wird, thetisch und antithetisch. Wenn das aber so ist, kommt ein Nachgeben nicht in Betracht. Denn nachgeben heißt etwas zugestehen und zurückweichen. Das ist bei Vorletztem möglich und vielleicht sogar klug. Aber es kommt nicht in Betracht, wenn es um das Letzte geht: die Heilsfrage. Diese ist entschieden – nicht durch die Artikel, sondern durch das Evangelium, und genau das stellen Luthers Artikel unverbrüchlich heraus.

Die hohe Bedeutung der Schmalkaldischen Artikel besteht – auch im Vergleich mit anderen Bekenntnisschriften – darin, dass Luther die Wahrheit des Evangeliums, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt wird, über die Institutionen in der Kirche, aber auch über das Pläne- und Bündnisschmieden in der Politik gestellt hat. Darin hat er sich wahrhaft als Reformator erwiesen. Denn nur wenn die Kirche und christliche Gesellschaft dem Gericht und der Verheißung des Wortes Gottes ausgesetzt werden, können sie aus Gottes Wort erneuert werden. Dieser Erneuerung ist die Christenheit zu allen Zeiten – auch heute – bedürftig.

5. Die Aktualität der Schmalkaldischen Artikel

Das Evangelium von Jesus Christus ist klar und eindeutig. Deshalb ist es nicht verhandelbar. Davon ist Luther ausgegangen. Er hat, was noch einmal hervorzuheben ist, das Evangelium in den Schmalkaldischen Artikeln nicht um eines kirchlichen oder

politischen Nebenzwecks, sondern um des Evangeliums selbst willen bezeugt.

Dem Evangelium, in der Heiligen Schrift in aller Klarheit überliefert und in der Reformation von Luther durch Schriftauslegung wiederentdeckt, eignet die Kraft, die Religion im allgemeinen und die christliche Religion im besonderen unter die Wahrheit des Wortes Gottes zu stellen und die überkommenen Denkansätze und kirchlichen Institutionen in die Krise zu führen. Das ist in der Reformation geschehen. Es lässt sich dem Aufbau und der Struktur der Schmalkaldischen Artikel unschwer entnehmen, dass es der Hauptartikel von Christus und der Rechtfertigung ist, der die Theologie und Praxis der spätmittelalterlichen Kirche kritisch durchleuchtet und in Frage gestellt hat. Diese kritische und erneuernde Kraft ist nicht auf die Reformationszeit beschränkt. Freilich wurde sie nicht immer so klar zum Ausdruck gebracht. Sie ist auch heute auf dem Plan. Sie erwächst aus dem Glauben an das Evangelium von Jesus Christus und schenkt auch heute den Mut, das Evangelium über alles andere zu stellen.

Was heißt es heute, das Evangelium über alles andere zu stellen? Ich beschränke mich darauf, zwei Punkte zu benennen. Der erste betrifft die Ökumene, der zweite die Praxis vor Ort.

Das Evangelium ist universal und gilt allen. Die Christenheit steht daher in weltweiter Gemeinschaft. Das war Luther sehr wohl bewusst. Er hat für „die ganze Christenheit auf Erden“ gewirkt. Worauf zielte dieses Wirken? Das lässt sich mit einigen Stichworten umreißen. Auf die exklusive

Geltung der Heiligen Schrift in allen Fragen des Heils und des Glaubens. Auf die aus der Schrift gewonnene Erkenntnis Gottes, der in Christus Mensch geworden ist, am Kreuz stellvertretend zum Fluch für uns wurde (Gal 3, 13), um unserer Rechtfertigung willen auferweckt worden ist (Röm 4, 25) und der durch seinen Geist in der Bindung an sein Wort hier und heute unter uns wirksam ist. Auf die rechte Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium, Christperson und Weltperson, Reich Gottes und Welt. Auf die Hochschätzung der Bildung, der Ehe und des Berufsgedankens. Diese reformatorischen Erkenntnisse sowie die Umgestaltungen und Errungenschaften, die sie hervorgebracht haben, gründen allesamt in dem Hauptartikel von Christus und der Rechtfertigung oder – mit anderen Worten – im Primat des Evangeliums. Sie können auch nur erhalten oder neu ins Werk gesetzt werden, wenn der unbedingte Vorrang des Evangeliums vor allen kirchlichen Belangen in der Kirche gewahrt bleibt oder wiederhergestellt wird.

Die Anwendung des reformatorischen Ansatzes auf die heutige Ökumene würde die Umkehrung ihrer Zielsetzung herbeiführen. Nicht die Erhaltung der Kirchentümer durch gegenseitige Annäherung einerseits und gegenseitige Abgrenzung andererseits wäre das Ziel, sondern vielmehr die Unterordnung aller Kirchentümer unter das *eine* Evangelium. Gilt allein das Evangelium als unveränderliche Konstante, dann wird alles andere variabel. Der Primat des Evangeliums gewährleistet die Entdogmatisierung aller Organisationsformen und schenkt die Freiheit und den Mut zur Um- und

Neugestaltung der Kirche um des Evangeliums willen in der Befolgung des Liebesgebotes.

Gerade in der Praxis vor Ort kommt es darauf an, dem Evangelium den Vorrang vor allem anderen einzuräumen. Daraus ergibt sich: Katholiken, die sich an den Papst gebunden fühlen, sind als Christen anzusehen, zu respektieren und zu lieben, obwohl das Papstamt nicht zur Christenheit gehört. Neuprotestanten, die meinen, der in der heutigen Gesellschaft herrschende Antinomismus, Libertinismus und Säkularismus gingen auf Luther zurück, sind als Christen anzusprechen, obwohl ihre Auffassung von der Reformation zweifellos falsch ist. Christen, die sich freikirchlich organisiert haben, weil sie von der depravierten Gestalt des Christentums in den großen Kirchen abgestoßen werden, sind mit gebührendem Respekt als Christen anzuhören, könnte es doch sein, dass sie das Evangelium ernster nehmen als die, die sich nach ihm nennen, ohne jemals gefragt zu haben, worin es besteht.

Worauf kommt es also vor allem anderen an? Nicht darauf, dass Kirchenvertreter in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen, sondern darauf, dass das Wort Gottes im Schwange geht – im Haus, in der Gemeinde, in der Öffentlichkeit.

(Leipzig, 27. 04. 2017)

Beilage 1

Übersicht über die Gliederung der Schmalkaldischen Artikel

ASm

- I (197, 1–198, 16) Der dreieinige Gott
- I, o (197, 1–3) Unstrittige Artikel
- I, 1 (197, 5–8) Die Wesenseinheit des dreipersonalen Gottes
- I, 2 (197, 12–14) Die Dreiheit der Beziehungen in dem einen Gott
- I, 3 (197, 17–18) Die Menschwerdung allein des Sohnes
- I, 4 (197, 21–198, 9) Der Sohn Gottes
- I, 5 (198, 13–16) Feststellung der Einigkeit
- II (198, 18–220, 18) Amt und Werk Jesu Christi
- II, o (198, 18–20) Gegensätzliche und nicht verhandlungsfähige Artikel
- II, 1 (198, 24–200, 5) Der Hauptartikel: Christus und die Rechtfertigung
- II, 2 (200, 7–204, 19) Die Messe
- II, 2, o (204, 25–27) Die Folgen der Messe
- II, 2, 1 (204, 29–205, 13) Das Fegefeuer
- II, 2, 2 (206, 30–207, 3) Der Geisterglaube
- II, 2, 3 (207, 8–29) Die Wallfahrten
- II, 2, 4 (208, 4–12) Die Bruderschaften
- II, 2, 5 (208, 17–28) Die Reliquienverehrung
- II, 2, 6 (209, 3–17) Der Ablaß
- II, 2, 7 (209, Anm.) Die Anrufung der Heiligen
- II, 2, 8 (211, 4–10) Die Verwerfung der Messe und ihrer Folgen
- II, 3 (211, 13–212, 25) Die Stifte und Klöster
- II, 4 (213, 1–219, 21) Das Papsttum
- II, 5 (219, 28–220, 18) Rückblick und Ausblick

- III (220, 22–253, 4) Heilmittel und Kirche
- III, o (220, 23–28) Artikel, über die verhandelt werden kann
- III, 1 (221, 1–223, 27) Die Sünde
- III, 2 (223, 32–225, 7) Das Gesetz
- III, 3 (225, 13–228, 3) Die Buße
- III, 3, 1 (228, 5–239, 17) Die falsche Buße der Papisten
- III, 4 (240, 26–241, 5) Das Evangelium
- III, 5 (241, 6–25) Die Taufe
- III, 5, 1 (241, 26–242, 3) Die Kindertaufe
- III, 6 (242, 4–243, 11) Das Sakrament des Altars
- III, 7 (243, 12–244, 5) Die Schlüsselgewalt
- III, 8 (244, 6–30) Die Beichte
- III, 8, 1 (245, 1–247, 4) Anhang 1538: Das äußere Wort
- III, 9 (247, 5–17) Der Bann
- III, 10 (247, 18–248, 25) Die Ordination
- III, 11 (248, 26–249, 22) Die Priesterehe
- III, 12 (249, 23–250, 12) Die Kirche
- III, 13 (250, 13–251, 14) Rechtfertigung und gute Werke
- III, 14 (251, 15–29) Die Klostersgelübde
- III, 15 (251, 30–252, 9. 252, 17–253, 4) Die Menschensatzungen
- Schluß (252, 10–16) Luthers Bekenntnis zu den Artikeln
- Anhang(253, 5–254, 32) Die Unterschriften

Quelle: Werner Führer, Die Schmalkaldischen Artikel, Kommentare zu Schriften Luthers, Band 2, Mohr Siebeck Tübingen 2009, 68.

Die Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf WA 50, und zwar auf den Abdruck der Handschrift von 1536 und den auf der Wittenberger Theologenkonferenz 1536/37 beschlossenen Nachtrag (ASm II, 2, 7; 209, Anm.). Davon ausgenommen ist ASm III, 8, 1 (245, 1 – 247, 4) aus dem Druck des Jahres 1538.

Beilage 2

ASm II, 1

Der Hauptartikel: Christus und die Rechtfertigung

Hier ist der erste und Hauptartikel: Dass Jesus Christus, unser Gott und Herr, „um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden“ ist (Römer 4,25). Und er allein „das Lamm Gottes ist, das der Welt Sünde trägt“ (Johannes 1,29). Und „Gott unser aller Sünde auf ihn gelegt hat“ (Jesaja 53,6). Ferner: „Sie sind allesamt Sünder ... und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist ... in seinem Blut“ (Römer 3,23.24.25).

Weil dies nun geglaubt werden muss und mit keinem Werk, Gesetz noch Verdienst sonst erlangt oder ergriffen werden kann, darum ist es klar und gewiss, dass allein solcher Glaube uns gerecht macht. Wie der heilige Paulus Römer 3,28 spricht: „Wir halten dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke durch den Glauben.“ Ferner Römer 3,26: „Damit er allein gerecht ist und gerecht macht den, der da ist aus dem Glauben an Jesus.“

Von diesem Artikel kann man in nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will. Denn es „ist kein anderer Name den Menschen gegeben, durch den wir selig werden können“, spricht der heilige Petrus Apostelgeschichte 4,12. „Und durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jesaja 53,5).

Und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, den Teufel und die Welt lehren und leben. Darum müssen wir dessen ganz gewiss sein und (dürfen) nicht zweifeln. Sonst ist alles verloren, und der Papst und Teufel und alles behält wider uns den Sieg und Recht.

Beilage 3

ASm II, 4

Das Papsttum (Textauszüge)

Der Papst ist nicht *jure divino* (aus göttlichem Recht) oder aus Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit. Denn das gehört einem allein zu; der heißt: Jesus Christus. Vielmehr ist der Papst nur der Bischof oder Pfarrer der Kirche zu Rom ...

Hieraus folgt, dass alles dasjenige, was der Papst aus dieser falschen, frevelhaften, lästerlichen und angemäßigten Gewalt getan und vorgenommen hat, nichts als teuflische Geschichten und Geschäfte gewesen sind und noch sind ... (Das gereichte) zum Verderben der ganzen heiligen christlichen Kirche ... und zur Zerstörung des ersten Hauptartikels von der Erlösung durch Jesus Christus.

(Papsttum heißt:) Selbst wenn du an Christus glaubst und alles an ihm hast, was zur Seligkeit nötig ist, so ist das doch nichts und alles umsonst, wenn du mich nicht für deinen Gott hältst, mir untertän und gehorsam bist ...

(Das Papsttum) ist eine menschliche Erfindung, weder geboten noch notwendig, vielmehr vergeblich. Denn die heilige christliche Kirche kann ohne solch ein Haupt bestehen, und sie wäre wohl bes-

ser geblieben, wenn kein solches Haupt durch den Teufel aufgerichtet worden wäre. Außerdem bringt das Papsttum keinen Nutzen in der Kirche; denn es übt kein christliches Amt aus. So muss also die Kirche ohne den Papst bleiben und bestehen.

Und ich setze den Fall, dass der Papst sich dessen begeben wollte, er wäre nicht *Jure divino* oder aus Gottes Gebot der Oberste. Aber man müsste, damit die Einigkeit der Christenheit wider Abspaltungen und Ketzerei desto besser erhalten würde, ein Haupt haben, an das sich die anderen alle hielten. Ein solches Haupt würde nun von Menschen erwählt, und es stünde in menschlicher Wahl und Gewalt, dieses Haupt zu ändern und abzusetzen ... Ich setze nun den Fall – sage ich –, dass sich der Papst und der Stuhl zu Rom sich dessen begeben und es annehmen wollte, was doch unmöglich ist; denn er müsste sein ganzes Regiment und seinen Stand umkehren und zerstören lassen ...

Dennoch wäre der Christenheit damit in keiner Weise geholfen, und es würden viel mehr Abspaltungen aufkommen als zuvor ...

Darum kann die Kirche niemals besser regiert und erhalten werden, als dass wir alle unter dem *einen* Haupt Christus leben und die Bischöfe, dem Amt nach alle gleich, wenn auch den Gaben nach ungleich, in einträchtiger Lehre, im Glauben, in den Sakramenten, in Gebeten und in den Werken der Liebe entschlossen zusammenhalten ...

Beilage 4

Zeittafel

1531	Gründungsvertrag des Schmalkaldischen Bundes
1532	Nürnberger Anstand
1534-49	Papst Paul III.
1536/37	Niederschrift der Schmalkaldischen Artikel
1537	Bundestag in Schmalkalden
1538	Veröffentlichung der Schmalkaldischen Artikel
1546/47	Tod Luthers. Schmalkaldischer Krieg
1552-75	Entwicklung zur Bekenntnisschrift

ANHANG

LUTHERS AMTSVERSTÄNDNIS

Herausforderung für die Kirche von heute – Ermutigung für die Kirche von morgen

I.

Im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland beobachten wir eine Distanzierung vom Amt der Kirche und einen inneren Rückzug der Amtsträger von ihrem Amt. Aber dieser Rückzug beruht nicht auf Angriffen, die von außen gekommen wären. Er ist vielmehr im Innenraum der Kirche selbst entstanden, wurde auf Pfarrkonferenzen vorbereitet, von Landeskirchenämtern gutgeheißen und schließlich von Synoden gebilligt. Es sind die Amtsträger selbst, die diesen Prozess der Infragestellung des Amtes der Kirche steuern und durchführen. Doch sie argumentieren und handeln nicht aus Wahrheitsgewissheit, sondern aus einer – oft schlecht verdeckten – Unsicherheit heraus.

Theologisch pflegt man sich dabei vor allem auf das Schlagwort vom Priestertum aller Gläubigen zu berufen. Aber dafür fehlt, wie zu zeigen sein wird, die biblische Grundlage. Die Gläubigen wollen im übrigen vieles sein, modern, emanzipiert, aber eins gewiss nicht, nämlich Priester. Sie wissen weder, was Priestertum ist, noch wollen sie es wissen. Das gilt ihnen als „katholisch“. Es sind nur die

Professoren, Pfarrer und Kirchenämter, die nicht müde werden, vom Priestertum aller Gläubigen zu reden.

Auf die gegenwärtige Situation komme ich am Schluss zurück. Nun gilt es erst einmal darzulegen, was unter dem Amt der Kirche zu verstehen ist. Ich lasse mich dabei von Luther leiten. Der mir gesetzte zeitliche Rahmen erlaubt es mir allerdings nicht, in die detaillierte Interpretation einschlägiger Schriften einzutreten. Das habe ich an anderer Stelle getan.¹ Heute biete ich eine Zusammenfassung in drei Thesen, zu denen ich Erläuterungen gebe.

II.

1. *Amt* ist kein biblischer Begriff. Bei Luther ist *Amt* ein Nomen, das eine Beziehung ausdrückt, also ein relationaler Begriff. Mit ihm wird die verantwortliche Wahrnehmung eines konstant auszuübenden institutionalisierten Dienstauftrages bezeichnet.

1.1. Etymologisch geht *Amt* auf das keltisch-lateinische *ambactus* (Hofhöriger) zurück. Im germanischen Sprachraum ist das aus *ambactus* abge-

¹ W. Führer, Das Amt der Kirche. Das reformatorische Verständnis des geistlichen Amtes im ökumenischen Kontext, Neuendettelsau 2001; ders., Die Erneuerung des geistlichen Amtes, Confessio Augustana II/2005, 13-19; ders., Reformation ist Umkehr. Rechtfertigung, Kirche und Amt in der Reformation und heute – Impulse aus kritischer Gegenüberstellung, Göttingen 2016.

leitete Wort *Amt* zu einem festen Begriff der Rechtssprache geworden. Es bezeichnet die Dienstleistung, die einem Untergebenen zu dauerhafter Besorgung aufgetragen war. Für sie war er gegenüber seinem Herrn – oder später der Behörde – verantwortlich.

1.2. Grundlegend für den Sprachgebrauch in Kirche und Theologie ist Isidor von Sevilla (um 560-636), *De ecclesiasticis officiis* (PL 83, 737 ff.) geworden. Er hat den Begriff *officium* auf die geistlichen *und* administrativen Aufgaben bezogen, die der Kirche gestellt sind.

1.3. Der von Luther bevorzugte Sprachgebrauch ist lat. *ministerium verbi (divini)*, *ministerium ecclesiasticum* oder *ecclesiae* und *officium verbi (dei)*; deutsch *Am(p)t*, *Predigtamt* und *Dienst*. Die Verwendung ist vom Kontext abhängig. So hat Luther *diakonia* in 2. Kor 5, 18 mit *Amt* übersetzt, weil die Ausrichtung des „Wortes von der Versöhnung“ (5, 19) von dem Auftraggeber sowie von dem Inhalt und der Form des Auftrages her geurteilt ein öffentliches Amt ist, reden die „Botschafter“ doch nicht in eigenem Namen, sondern „an Christi Statt“ (5, 20). „Dienst“ ist die Verkündigung in ihrem Vollzug, und zwar in doppelter Ausrichtung: an den Gnadenmitteln einerseits und für die Gemeinde andererseits. *Dienst* kann die Wortbedeutung von *Amt* erläutern, aber das Wort selbst nicht ersetzen.

2. Luthers Amtsverständnis ist organisch aus seinem theologischen Denkansatz erwachsen. Es ergibt sich konsekutiv aus dem durch Schriftauslegung wiederentdeckten Evangelium. Seine Amtsauffassung ist klar und eindeutig.

2.1. Luther hat nicht um das Amt, sondern um das Evangelium von der Gerechtigkeit Gottes gerungen. Entsprechend ist für sein Amtsverständnis nicht eine einzelne Bibelstelle, auch nicht die amtsrelevanten biblischen Belege in ihrer Gesamtheit, sondern das Evangelium selbst grundlegend. Auf der Basis des von ihm ab 1515/16 ausgelegten Römer- und Galaterbriefes hat Luther amtsrelevante Bibelstellen wie 2. Kor 5, 18-21, von ihm im Horizont von Gal 3, 13 interpretiert, und den Missionsbefehl Mt 28, 18-20 sowie andere Belege, zum Beispiel 1. Kor 12, 28 oder Eph 4, 11, aufgenommen. Auch die Rezeption einschlägiger Belege aus den Pastoralbriefen ist auf dieser Grundlage geschehen. Luthers Amtsauffassung ist biblisch wohlfundiert, aber sie ist nicht biblizistisch, sondern durch und durch vom Evangelium bestimmt, also evangeliozentrisch.

2.2. Bei der Auslegung von Gal 1, 11 f. 1519 definiert Luther das Evangelium als „die gute Botschaft und Verkündigung des Friedens von dem Sohn Gottes, der Fleisch geworden ist, gelitten hat und wieder auferweckt ist durch den Heiligen Geist zu unserem Heil“ (WA 2, 467, 12 f. Aus dem Lateinischen übersetzt. S. a. zu Röm 1,3 f. WA 56, 168, 33 ff.). Daraus folgt, dass für das Evangelium die

Mündlichkeit charakteristisch ist, die ein Amt erfordert, in dessen Zentrum die Verkündigung steht. Ferner wird daraus deutlich, dass der Inhalt der Verkündigung ein eindeutiger und bestimmter ist: Christus, der Sohn Gottes, Mensch geworden, gekreuzigt und auferstanden „zu unserem Heil“. Durch die Verkündigung des Evangeliums, neben dem es „kein anderes gibt“ (Gal 1, 7), wird der „Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus“ (Röm 5, 1) gestiftet. Auf dieser vom Evangelium gelegten Grundlage und in diesem vom Evangelium gesetzten Bezugsrahmen steht das Amt der Kirche nach reformatorischem Verständnis. Wo immer dieser Bezugsrahmen missachtet wird, dort ist dem sachgerechten Nachvollzug von Luthers Amtsauffassung von vornherein der Boden entzogen.

2.3. In der Begründung des Amtes durch das Evangelium liegt die entscheidende Wende im Verständnis des Amtes beschlossen. Denn durch diesen Begründungszusammenhang ist vorentschieden, dass unter dem Amt der Kirche das Verkündigungsamt und nicht ein Priesteramt oder ein von der Verkündigung und Lehre gelöstes Leitungsamt zu verstehen ist. Das Amt ist vielmehr der Niederschlag des endzeitlichen Heils-, Sendungs- und Berufungsgeschehens Gottes, in dessen Zentrum der Sohn Gottes steht (s. Gal 4, 4 f.; Röm 8, 3 f.).

2.4. Luthers Amtsauffassung schließt eine Negation ein und führt zu einer Neupositionierung.

2.4.1. Die Negation besteht in dem Bruch mit der Zweiständelehre. Dieser wurde in der Adelschrift 1520 vollzogen: „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und es ist unter ihnen kein Unterschied als allein des Amtes halber.“ (WA 6, 407, 13 ff.) Luther begründet das mit dem Argument, dass allein die Taufe, das Evangelium und der Glaube geistlich machen (407, 18 f.). Darin schlägt sich der Durchbruch der reformatorischen Erkenntnis nieder, dass die Beziehung zu Gott, in der das Heil des Menschen beschlossen liegt, allein in dem Glauben an das Evangelium zur Entscheidung kommt und dass dieser Glaube und die Taufe in Gottes endzeitliches Volk eingliedern. In dieser Argumentation ist die Negation des Priesterstandes als eines besonderen sakramentalen Standes sowie des Sakraments der Priesterweihe enthalten. Der Klerus ist „erfunden“ (407, 10); der „Character indelebilis“ ist „erdichtet“ (408, 22). Damit ist eine gewichtige kirchengeschichtliche Zäsur, ein wirklicher Bruch vollzogen.

2.4.2. Die Neupositionierung besteht – in Analogie zur Wiederentdeckung des Evangeliums – in einer höchst positiven Würdigung des Apostelamtes. In dem Amt der Kirche hat Luther das Nachfolgeamt des Apostolats gesehen. Ebenso Melanchthon und später Calvin. Dazu ein Beleg aus den Bekenntnisschriften, nämlich aus Melanchthons *Tractatus de potestate papae* (1537): „(Wir) haben ... ein(e) gewisse Lehre, daß das Predigtamt vom (all)gemeinen Beruf der Apostel herkommet“ (BSLK 474, 8 ff.). Zum sachgerechten Verständnis

muss man sowohl die Gemeinsamkeit als auch den Unterschied zwischen Apostolat und kirchlichem Amt betrachten. Aber das gehört schon zur Näherbestimmung des Amtes.

3. Nach der terminologischen Klärung in der 1. These und der Betonung der Eingebundenheit von Luthers Amtsverständnis in sein theologisches Denken in der 2. These folgt nun 3. die Definition des Amtes: Das kirchliche Amt ist Christi eigenes Amt, eingesetzt zur Verkündigung des Wortes Gottes und zur Verwaltung der Sakramente. Es ist der Kirche anvertraut, damit sie es durch die Ordination an zuvor geprüfte Menschen übertrage, die es in der Bindung an die Heilige Schrift in der Vollmacht des Wortes Gottes öffentlich zum Heil der Welt und zur Ehre Gottes ausüben. Das Amt steht in der Nachfolge des Apostolats, setzt diesen aber nicht fort, sondern als unabdingbar voraus. Es ist göttlichen Rechts; seine Hauptinstitution ist das (Bischofs-)Pfarramt; die Hauptfunktionen sind Verkündigung, Lehre, Sakramentsverwaltung und Seelsorge.

3.1. Es ist ein oft übersehener, aber zentraler Aspekt, dass das kirchliche Amt Christi eigenes Amt ist. Dazu drei Belege. Erstens: „Christus ist der Herr, dessen die Ämter sind“ (WA 22, 184, 8); Gott gibt dazu seine Kräfte und der Heilige Geist seine Gaben (184, 9 f.). Sodann: „Ich habe oft gesagt, dass das Predigtamt nicht unser Amt, sondern Gottes ist. Was aber Gottes ist, das tun wir nicht,

sondern er selbst durch das Wort und Amt als seine eigene Gabe und Geschäft.“ (WA 32, 398, 25 ff.) Daraus ergibt sich – drittens – die Notwendigkeit der Prüfung: „Schaue darauf, dass er das Pfarramt innehat, welches nicht sein, sondern Christi Amt ist.“ (WA 38, 243, 22 ff.) In der Verkündigung des Evangeliums wird wohl über Christus geredet, aber es ist Christus selbst, der dadurch redet und handelt (s. WA 56, 523, 16-30). Christus ist „allein der einige, rechte, ewige Täufer“ (WA 38, 239, 29). Er ist „selbst der Speiser“, der „uns seinen Leib und Blut“ im Abendmahl „gibt“ (WA 38, 246, 26 ff.). Notabene: Christus allein, dem gekreuzigten, auf-erweckten und erhöhten Herrn, gehört das Amt der Kirche. Durch es redet und handelt *er*.

3.2. Das Amt ist von dem dreieinigen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu Israel durch die Propheten geredet und sich abschließend in seinem Sohn Jesus Christus offenbart hat, „eingesetzt“. Luther hat das in der Adelschrift 1520 (WA 6, 441, 24 f.), aber ebenso in ekklesiologischen Spätschriften (z. B. WA 50, 633, 3 f.) ausdrücklich hervorgehoben. Die denkbar stärkste Unterstreichung des Stiftungsgedankens findet sich in dem Traktat *Eine Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle* (1530). Der mehrmals variierte Spitzensatz über das Amt lautet, „dass der geistliche Stand von Gott eingesetzt und gestiftet ist – nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem teuren Blut und bitteren Tod seines einzigen Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus“ (WA 30 II, 527, 14-17). Analog zur Begründung des Amtes durch

das Evangelium selbst anstatt durch einzelne Schriftstellen führt Luther auch die Einsetzung und Stiftung des Amtes nicht auf einzelne Schriftstellen, sondern auf deren Summe, nämlich auf den soteriologischen Ertrag der Sendung Jesu Christi zurück: auf das Für-uns seines Todes und seiner Auferstehung.

3.2.1. Hier ist zu beachten: Mit dem Terminus „geistlicher Stand“ fällt Luther nicht etwa in die vorreformatorische Zweiständelehre zurück. Im Kontext des Traktats ist vielmehr der geistliche Stand als eigener Berufsstand im Unterschied zu den weltlichen Berufen gemeint. Diese Aussage gehört also in den Zusammenhang der Lehre von den zwei Regimenten und Reichen und in die Dreiständelehre.

3.2.2. Der Stiftungsgedanke hat grundlegende Bedeutung. Durch ihn wird hervorgehoben:

- Dass nicht die Kirche, sondern Gott selbst das Wort von der Versöhnung unter uns aufgerichtet hat (2. Kor 5, 19).
- Dass der Verkündigungsauftrag nicht von der Kirche, sondern von dem auferstandenen Herrn gegeben wurde (Mt 28, 19) und gegeben wird.
- Dass die Wirksamkeit der Verkündigung nicht von kirchlichem Aktivismus abhängig ist, sondern von der Verheißung der Gegenwart Christi und dem Wirken seines Geistes (Mt 28, 20).

3.3. Nach Artikel V der Confessio Augustana (1530) besteht die Aufgabe des Amtes in der laute-

ren Evangeliumsverkündigung und evangeliumsgemäßen Sakramentsverwaltung (BSLK 58, 3 f.). Diese Aufgabe wird durch die Auslegung der Heiligen Schrift im Spannungsfeld von äußerer und innerer Klarheit der Schrift in Lehre, Unterweisung, Verkündigung, Seelsorge und Leitung durch die Unterscheidung zwischen Geist und Buchstabe, Gesetz und Evangelium, Reich Gottes und Reich der Welt, Christperson und Weltperson wahrgenommen. Durch das an das Evangelium und die Sakramente gebundene Amt kommt die Passion und Auferstehung Jesu Christi „in Gebrauch“ (WA 34 I, 319, 17). Denn infolge der Einheit von Wort und Tat der Versöhnung „(hängt) die ganze Gerechtigkeit des Menschen, die zum Heil führt, an dem Glauben an das Wort“ (WA 56, 415, 22 f.; Übers.). Das Amt ist also notwendig um der Heils- und Gnadenmittel willen und wird inhaltlich durch den Dienst an ihnen und mit ihnen bestimmt. Das Amt ist deshalb schlechthin unverzichtbar, weil „kein Leben außer diesem Wort und Sohn Gottes (ist)“ (WA 10 I, 1, 198, 22 f.).

3.4. Das Amt, das Christus gehört, wie diesem die Heils- und Gnadenmittel gehören, ist der Kirche von den Aposteln überkommen. Es setzt den Apostolat nicht fort, sondern als abgeschlossen voraus. Gerade dadurch aber, dass es ihn als das von Christus gelegte Fundament voraussetzt, setzt es ihn durch die Bindung an die Botschaft der Apostel mit der Auslegung des apostolischen Evangeliums fort. „Die Diener der Kirche haben dasselbe Mandat, das die Apostel hatten, sind Botschafter an Christi Statt

und Nachfolger des Apostel-Dienstes. Nicht aber sind sie Nachfolger der Apostel-Personen, weil sie das Amt weder in der unmittelbaren, persönlichen noch in der normierenden Weise, wie diese, empfangen haben. Für die Wahrheit und Wirkungskraft ihres Tuns bürgt ... die Schriftmäßigkeit desselben.²

3.5. Wie die Apostel an das Evangelium als das Selbstwort Jesu Christi gebunden waren, so sind die kirchlichen Amtsträger wiederum an das von den Aposteln überkommene Evangelium gebunden. Weil der Apostolat auf Gottes endzeitlicher Sendung beruht und die unmittelbare Stiftung Jesu Christi darstellt, besteht er aus göttlichem Recht (WA 59, 465, 1005 f.; s. a. WA 39 I, 47, 39). Durch die Bindung an das biblische Evangelium stellt sich das Amt der Kirche in die Lehr- und Verkündigungssukzession der apostolischen und nachapostolischen Zeit hinein. In dieser Bindung kommt die Autorität des Kyrios Jesus Christus *über* das Amt und zugleich immer wieder aufs neue *durch* das Amt zur Geltung. In der Ausschließlichkeit der Bindung an das Evangelium, in der das Schriftprinzip der Reformation zur Anwendung kommt, gründet die Legitimität des Amtes, aber auch seine Freiheit und Unabhängigkeit von jeder Autorität, die nicht auf göttlichem Recht beruht. Auf diesen Ansatz geht der Konflikt mit dem Papsttum zurück, aber vor allem die Erneuerung der Kirche und des

² Th. Harnack, Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment, 1862, Nachdr. Gütersloh 1947, 43 (§ 87).

Amtes, das an der Freiheit des Evangeliums partizipiert. Das Amt ist weder „ein Hofdiener“ noch ein „Bauernknecht“, sondern allein Gott zu Gehorsam verpflichtet (WA 31 I, 198, 12-15). Es steht allein auf göttlichem „Beruf und Befehl“ (WA 31 I, 211, 19; s. a. WA 19, 233, 6 f.). Darin liegt seine unvergleichliche Würde begründet.

3.6. Das Wort Gottes ist es, „dorauff das ampt gestift ist“ (WA 47, 193, 5). Es ist Grundlage, Inhalt, Norm und Maßstab des Amtes in allen seinen Funktionen. „Wenn einem das Amt der Verkündigung des Wortes verliehen wird, so werden ihm alle Ämter (der Kirche) verliehen ... Es ist das höchste unter allen, nämlich das apostolische Amt, das den Grund für alle anderen Ämter legt.“ (WA 12, 191, 6 f. 9 f.; Übers.) Im Wort Gottes liegt die Vollmacht des Amtes beschlossen. Diese wird durch die die Schrift auslegende Verkündigung und Lehre entbunden und verdichtet sich in der Anwendung der Schlüsselgewalt. Sie ist keine jurisdiktionelle, sondern eine proklamatorische Gewalt. Die Vollmacht (*potestas*) umfasst die Abolutions-, Konsekrations- und Lehrgewalt. Sie ist keine freischwebende, sondern eine durch Gottes Wort begrenzte Vollmacht, innerhalb dieser Grenze aber unbegrenzt gültig und wirksam. Mit ihr wird von den Verderbensmächten entbunden, die Vergebung der Sünden aus Gnade allein zugesprochen und der Gottlose um Christi willen gerechtfertigt. Darin ist der Inbegriff der Amtsausübung zu sehen.

3.7. Das an das *verbum externum* der Heiligen Schrift gebundene *officium externum* ist das Verkündigungs- oder Predigtamt. Dieses ist als das Nachfolgeamt des Apostolats das *eine* Amt, das auf der Einsetzung Christi beruht. Aufgrund dieser Einsetzung besteht es aus göttlichem Recht. Es wird in der ausschließlichen Bindung an das Mandat Christi ausgeübt (Mt 28, 18-20).

3.7.1. Zur sachgerechten Erfassung von Luthers Amtsverständnis ist es von entscheidender Bedeutung, die Singularität des Amtes zu verstehen. Es gibt *ein* Amt in Entsprechung zu dem einen Evangelium, wie wiederum das eine Evangelium dem einen Christus entspricht. Für Luther war das klar; in der Forschung herrscht darüber Unklarheit. An Apg 6 kann man sich deutlich machen, was gemeint ist. Die von Christus selbst eingesetzten Apostel setzen ihrerseits „Armenpfleger“ ein. Die Begründung lautet (Apg 6, 2-3): „Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen. Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst.“ Diakonische Dienstaufträge sind „Ämter“, und Luther hat sie unbekümmert so nennen können, aber unter der Voraussetzung der grundlegenden Unterscheidung zwischen dem einen apostolischen Amt, das von Christus selbst eingesetzt ist, und den von den Aposteln und später von den Bischöfen eingesetzten Ämtern. Wer diesen Unterschied verwischt, zeigt damit, dass er

nichts von dem apostolischen Amt der Kirche versteht.

3.8. Bei der institutionellen Ausgestaltung des Amtes ging Luther davon aus, dass das Verkündigungsamt durch Gottes Wort, darauf es gestiftet ist (WA 47, 193, 5), mitgesetzt ist. Es wird also nicht „gemacht“, sondern „vorgefunden“ (WA 27, 43, 31). Durch dieses Amt „redet Gott mit uns“ (WA 34 I, 395, 15 f.; Übers.), und zwar in der Bindung an das *verbum externum*, durch das er das geistliche Regiment so ausübt, dass er in dem äußeren Wort durch seinen Geist im Herzen innerlich wirksam ist. Die leitende Frage bei der institutionellen Ausgestaltung des Amtes war daher: Wie kann die Verkündigung und Sakramentsverwaltung in der Gemeinde stiftungsgemäß wahrgenommen werden? Luther hat diese Frage im Rahmen der Lehre von den drei Ständen oder Hierarchien beantwortet. Auf sie kann hier nicht näher eingegangen werden. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass das Pfarramt die Hauptinstitution des Dienstes am Wort Gottes und an den Sakramenten geworden ist.

3.8.1. Der Dienst am Evangelium und den Sakramenten erfordert ein öffentliches Amt; denn das Evangelium ist keine Winkelangelegenheit, sondern es richtet sich an alle Völker (Mt 28, 19). Die Institutionalisierung des Verkündigungsdienstes stellt daher eine unbedingte Notwendigkeit dar. Analog zur Unterscheidung zwischen Reich Gottes und Reich der Welt, zwischen der geistlichen, innerlichen und der leiblichen, äußerlichen Christen-

heit (s. WA 6, 297, 1 f.) muss dabei „zwischen Amt und Amtstum“³ unterschieden werden. Nicht die Scheidung, aber sehr wohl die Unterscheidung zwischen Amt und Amtstum gewährleistet, dass Christi Verkündigungsauftrag unverkürzt und unverfälscht *über* dem empirischen Amt stehenbleibt und dass er dort, wo er kirchlich vereinnahmt zu werden droht, immer wieder zur Geltung gebracht werden kann.

III.

Die Probe darauf, ob man das biblisch-reformatorische Amtsverständnis nachvollziehen kann, erweist die Anwendung auf die Gegenwart. Ihr soll der Schlussteil des Vortrages gewidmet sein. Dabei muss ich mich auf wenige Aspekte beschränken.

Aus den Thesen und Erläuterungen ist deutlich geworden: Der Grund und Inhalt der Verkündigung, das Evangelium von Jesus Christus, ist dem Amt durch die Heilige Schrift vorgegeben. Ebenso steht der Verkündigungsauftrag durch den Missionsbefehl des auferstandenen und erhöhten Christus in unbedingter Geltung. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit des Amtes der Kirche und aus ihr wiederum die Notwendigkeit der institutionellen Ausgestaltung des Amtes. Während Grund, Inhalt und Auftrag des Amtes vorgegeben sind und also auf göttlichem Recht beruhen, geschieht die Gestal-

³ Th. Harnack, aaO. (s. Anm. 2), § 77.

tung des Amtes nach menschlichem Recht. Das Kriterium für die Gestaltung und Ordnung des Amtes ist, wie der gegebene Auftrag am sachgerechtesten erfüllt werden kann. Dieses Kriterium ist zu allen Zeiten dasselbe, der Gestaltungsspielraum und die Gestaltungsmöglichkeiten sind dagegen zu allen Zeiten verschieden. Die institutionelle Ausgestaltung des Amtes erfolgt daher immer unter Berücksichtigung des soziokulturellen Umfeldes. *In* ihm ist das Amt auszuüben, aber nicht *von* ihm bestimmt und keinesfalls in Abhängigkeit von ihm.

Das muss ausdrücklich betont werden, weil Grund, Inhalt und Auftrag des Amtes von den jeweils herrschenden Zeittendenzen zugedeckt und entkräftet zu werden drohen. Diese Gefahr hat zu allen Zeiten bestanden und besteht selbstverständlich auch heute. Das Amt, das Christus gehört und allein Gottes Wort zu Diensten stehen soll, kann unter der Hand zu einem „Amt“ umfunktioniert werden, das der verchristlichte homo religiosus in Gestalt des neuprotestantischen Pfarrers in Beschlag nimmt und das er als Plattform benutzt, um die zivilreligiösen Bedürfnisse seiner Zeit zu befriedigen. Unter christlichem Vokabular, Sitten und Gebräuchen bricht sich dann eine völlige Pervertierung der Kirche und des Amtes Bahn. Christus wird durch das Christliche in Nebel gehüllt. An die Stelle der Verkündigung des Gesetzes, das den alten Menschen tötet, und des Evangeliums, das den neuen Menschen heraufführt, tritt eine Ratgeberkirche mit einem ihr adäquaten „Amt“, das Gottes Gesetz antinomistisch unterläuft und infolgedessen

auch die rettende Heilsmacht des Evangeliums faktisch entwertet.

Woran liegt es, dass in der heutigen evangelischen Kirche das Amt der Kirche entvollmächtigt worden ist? Theologisch liegt das in einer weitverbreiteten Fehlinterpretation begründet, nämlich in der Herleitung und Begründung des Amtes durch den Gedanken des Priestertums aller Gläubigen. Doch diese ist nicht nur ganz unreformatorisch, sie entbehrt auch jeder biblischen Grundlage.

Der Gedanke des Priestertums aller Gläubigen findet sich im Neuen Testament nur im 1. Petr, im Hebr und in der Offb. In keiner dieser Schriften steht die Vorstellung vom Priestertum aller Christen im Zusammenhang mit dem Verkündigungsamt. Das gilt auch und gerade für die Stelle, auf die sich Luther bezogen hat: 1. Petr 2, (5.) 9. Zu Missverständnissen hat das im Neuen Testament nur in 1. Petr 2, 9 vorkommende Verb *exaggéllō* = „verkünden“ Anlass gegeben. Die Worte „dass ihr verkünden sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat ...“ sind nicht auf die Verkündigung des Evangeliums bezogen. Für die Verkündigung des Wortes Gottes werden im 1. Petr – wie auch sonst im Neuen Testament – *euaggelizō* (1, 12. 25; 4, 6) und *kēryssō* (3, 19) gebraucht. *Exaggéllō* in 1. Petr 2, 9 ist aber keineswegs auf den Verkündigungsdienst bezogen, sondern vielmehr auf den hymnischen Lobpreis der Gemeinde als des königlichen und priesterlichen Volkes Gottes im Gottesdienst. Otfried Hofius, Professor des Neuen Testaments in Tübingen, hat mich darauf aufmerksam gemacht und nachgewiesen, dass der Gebrauch von

exaggéllō in 1. Petr 2, 9 von vergleichbaren Aussagen des Septuaginta-Psalters veranlasst worden sein dürfte.⁴ Mit *exaggéllō* (hebr. *sāpar*) wird das hymnische Preisen der Heilstaten Gottes zum Ausdruck gebracht, und zwar in Gestalt des lobpreisenden Redens und *nicht* des Verkündigens im Sinne der Predigt. Dieses lobpreisende Reden ist nicht an Menschen, sondern – vor den Ohren der Gemeinde – an Gott gerichtet. In diesem Sinne wird *exaggéllō* in 1. Petr 2, 9 gebraucht. Im Neuen Testament gibt es daher keinen einzigen Beleg, der den unmittelbaren Zusammenhang des Verkündigungsamtes mit dem Gedanken des Priestertums aller Gläubigen bezeugen würde.

Das muss ausdrücklich unterstrichen werden, weil in der neutestamentlichen Exegese und in der Lutherforschung ein Begründungszusammenhang von Verkündigungsamt und allgemeinem Priestertum konstruiert worden ist. Gegen die Praxis der Landeskirchen der EKD ist der Einspruch zu erheben, dass sie sich auf ein Theologumenon stützt, für das es keine Grundlage in der Schrift und auch nicht in den lutherischen und reformierten Bekenntnisschriften gibt. Die Untergrabung des Verkündigungsamtes durch den Gedanken des allgemeinen Priestertums in den Kirchen der EKD ist schriftwidrig und unreformatorisch.

Im Unterschied dazu hat Luther das Verkündigungsamt und das Priestertum aller Gläubigen nicht in einem Begründungs- und Konkurrenzverhältnis

⁴ Vgl. die Nachweise in W. Führer, aaO. (s. Anm. 1), 2016, 85-87.

gesehen. Beide setzen sich vielmehr gegenseitig voraus, und daraus ergeben sich ihre Beziehungen zueinander. Gott hat das Amt „eingesetzt“ (WA 6, 441, 24 f.); und Gott ist es, der „das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft“ (1. Petr 2, 9) als endzeitliche Gemeinde durch das Wirken seines Geistes geschaffen hat. Mit dem Gedanken des Priestertums aller Gläubigen hat Luther die schriftwidrige Zweiständelehre außer Kraft gesetzt und inhaltlich näher bestimmt, was Kirche ist, nämlich die königliche Schar derer, die im Glauben an Christus Zugang zu Gott und Frieden mit Gott haben, die ihm in der Zuversicht des Glaubens nahen, ihn für sein Heilshandeln loben und priesterlich vor ihm für andere eintreten.

Kirche und Amt gehören untrennbar zusammen, aber nicht dergestalt, dass die Kirche dem Amt oder das Amt der Kirche übergeordnet wäre. Vielmehr sind beide gleichursprünglich auf Christus bezogen. Ihre Einheit liegt in Christus und wird im Glauben an das beiden übergeordnete *verbum externum* der Heiligen Schrift erfahrbar. Die Entstehung der Kirche beruht auf dem Glauben der Jünger nach ihrer Wiederannahme durch den auferstandenen Christus, wären sie dessen Ruf doch ohne Glauben nicht gefolgt (s. Mt 28, 16), und der Einlösung der Verheißung des Heiligen Geistes (Lk 24, 49; Apg 2, 1-4). Aber auch der Apostolat und dessen Nachfolgeamt beruhen auf Christi unmittelbarer Stiftung und nicht auf der Einsetzung durch die Kirche, hat doch der auferstandene Christus selbst den Auftrag zur weltweiten Verkündigung und zur Taufe gegeben (Mt 28, 19 f.). Aus der

Gleichursprünglichkeit von Kirche und Amt folgt, „daß weder der Kirche eine Priorität vor dem Amt noch diesem eine solche vor der Kirche zukommt; vielmehr ist das Amt nie ohne Kirche, wie die Kirche nie ohne Amt gewesen. *In* der Gemeinde, heißt es 1. Kor. 12, 28, also nicht *vor* und nicht *nach* ihr, hat der Herr gesetzt aufs erste Apostel usw.“⁵ Sind aber die Kirche als das Priestertum aller Gläubigen und das Amt der Kirche gleichursprünglich, ist jeder Prioritätenstreit zwischen beiden von vornherein unsachgerecht. Beide stehen vielmehr in einer Ursprungsrelation zu Christus. Sie gehören in ihm zusammen. In ihm ist ihre Einheit vorgegeben; diese wird nicht durch gegenseitige Über- oder Unterordnung hergestellt. Weil aber Christus das Haupt der Kirche ist, bildet sich diese Einheit auch in der Kirche als seinem Leib ab. Diese Einheit wird verletzt, wenn die christologische Ursprungsrelation, in der beide stehen, durch ekklesiologische Funktionsrelationen zugedeckt wird, so dass die Frage nach der Priorität aufkommt. Diese Frage ist unlösbar, weil sie falsch ist. Das hat schon die hochdifferenzierte Amtsdiskussion zwischen 1840 und 1870 gezeigt.

Vor diesem Hintergrund stellt die Begründung des Amtes durch den Gedanken des Priestertums aller Gläubigen den Versuch dar, das Amt, das Christus gehört, in die eigene theologische und kirchliche Regie zu nehmen. Ist nicht auch die Frauenordination ein Ausdruck solcher Eigenmächtigkeit? Mir ist bewusst, dass ich mit dieser

⁵ Th. Harnack, aaO. (s. Anm.2), § 81.

Frage in ein Wespennest steche. Sie lässt sich aber nicht umgehen. Ich muss mich freilich auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Zunächst zum biblischen Befund: Jesus hat ein neues Verständnis der Frau begründet und Nachfolgerinnen gehabt, aber er hat in den Zwölferteam nur Männer berufen und hat diesen als der Scheidende das Sakrament seines Leibes und Blutes und als der Auferstandene die Verkündigung des Evangeliums anvertraut, obwohl doch Frauen zu den Osterzeugen gehörten. Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass er Frauen das Verkündigungsamt habe anvertrauen wollen. Dagegen ist es ein Faktum, dass er es den von ihm ausersehenen Jüngern übertragen hat.

Für Paulus sind Frauen – im Unterschied zum antiken Judentum – am Gottesdienst aktiv beteiligt (s. 1. Kor 11, 5), aber die Lehrverkündigung in der Gemeindeversammlung ist ihnen ausdrücklich untersagt (1. Kor 14, 34 f.).⁶ Dafür werden drei Gründe angeführt:

1. Der übergemeindliche Konsens: „Wie in allen Gemeinden der Heiligen“ (1. Kor 14, 33 b).

Aus diesem in der Kirche geltenden Konsens

⁶ Namhafte Exegeten suchen den Anspruch dieser Verse dadurch zu relativieren, dass sie sie auf einen Einschub aus der Zeit der Pastoralbriefe zurückführen (vgl. z. B. F. Lang, Die Briefe an die Korinther, NTD 7, Göttingen 1986, 200 ff.; W. Schrage, Der erste Brief an die Korinther, EKK VII, 3, Zürich u. a. 1999, 479-501). Die äußere Textüberlieferung gibt dazu aber keinen Anlass. Selbst wenn jene exegetisch im Recht wären, was ich nicht glaube und heute selbst Feministinnen bestreiten, gälte in der Kirche schließlich doch die Endredaktion, also das, was 1. Kor 14 geschrieben steht.

wäre die Gemeinde in Korinth herausgetreten. Was mit heidnischer Religiosität vereinbar gewesen wäre, war und ist es mit dem Christentum nicht.

2. Das Gesetz oder die Tora: „Wie auch das Gesetz sagt“ (1. Kor 14, 34). Wer zum Volk Gottes gehört, für den ist die Bestimmung des Verhältnisses von Mann und Frau gemäß 1. Mose 1-3 grundlegend. Die Erkenntnisse, die sich aus den Kapiteln über Schöpfung und Sünde ergeben, sind prinzipieller Art und nicht beliebig austauschbar.

3. Das Gebot des Herrn: „Es ist des Herrn Gebot“ (1. Kor 14, 37). Mit dieser Aussage ist „die höchste Stufe der Verbindlichkeit erreicht“⁷. Was der Apostel schreibt, ist nicht an die Zeit, sondern an den Herrn gebunden und gilt also über den zeitbedingten Anlass hinaus. Paulus folgert daraus (1. Kor 14, 38): „Wer aber das nicht anerkennt, der wird auch nicht anerkannt.“

Paulus hat in seinem apostolischen Werk mit Frauen zusammengearbeitet. Aber er war kein Befürworter der Übertragung des Verkündigungsamtes an Frauen. Wer ihm das unterstellt, projiziert lediglich seine eigenen verborgenen Wünsche aus der Gegenwart auf ihn zurück. Im Grundsätzlichen war Paulus mit Jesus völlig einig.

⁷ R. Slenczka, Die Ordination von Frauen zum Amt der Kirche, 1991, in: ders., Amt – Ehe – Frau, Gr. Oesingen 1994, 8-25, 18.

In sprachlicher und sachlicher Anlehnung an 1. Kor 14, 33b-35 ist 1. Tim 2, 11-12 formuliert.⁸ Für den Verfasser des Briefes ist das von Paulus ausgesprochene Verbot der Lehrunterweisung und Lehrverkündigung von Frauen in der gottesdienstlichen Versammlung nicht mehr hinterfragbar, sondern absolut verbindlich. Die schwere Bedrohung der christlichen Gemeinden durch die auch und gerade von Frauen mitgetragenen Gnosis hat die exklusive Bindung an die apostolische Lehre und Verkündigung in einem Nachfolgeamt des Apostolats zur Überlebensfrage erhoben. Infolge der gnostischen Gefährdung rückte die Lehrunterweisung und Lehrverkündigung in das Zentrum des Gemeindegottesdienstes, der von dem in der Lehrsukzession mit den Aposteln stehenden Amtsträger geleitet wurde. Dadurch ist die christliche Identität in der nachapostolischen Zeit bewahrt worden.

Ebenso eindeutig wie der biblische Befund ist der geschichtliche. Ich muss es mir versagen, hier auf historische Details einzugehen. Festzuhalten ist aber, dass die Übertragung des gemeindeführenden Lehr- und Verkündigungsamtes auf Frauen mit Bibel und Bekenntnis – des lutherischen, aber auch des reformierten Bekenntnisses – unvereinbar ist. Mit dem Beschluss der Frauenordination ist außerdem ein ökumenischer Konsens, der über die Kirchengrenzen hinweg länger als 1900 Jahre Bestand hatte, ohne zwingenden theologischen Grund aufgehoben worden.

⁸ Vgl. dazu J. Roloff, Der erste Brief an Timotheus, EKK XV, Zürich u. a. 1988, 128 ff.

Die Einführung der Frauenordination ab der 1950er Jahre in protestantischen Kirchen war eine fatale Fehlentscheidung. Sie beruht auf der Selbstsäkularisierung des modernen Protestantismus, der Leitbildern aus der Emanzipationsbewegung eine höhere Autorität eingeräumt hat als Bibel, Bekenntnis und der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen. Das ist natürlich nicht ausdrücklich so benannt worden, aber es ist faktisch so geschehen. Damit hat der Protestantismus einen Weg beschritten, an dessen Ende eine „unbiblische Nicht-Kirche“ (Peter Brunner) oder sogar das völlige Verschwinden der in der Reformation erneuerten Kirchen stehen wird.

Ich selbst habe die Übertragung des kirchlichen Amtes an Frauen im Sinne des „Not-Amtes“, von dem Luther geredet hat (z. B. WA 10 III, 171, 10-13), sowie des Notstandes im Zweiten Weltkrieg befürwortet. Das war im Blick auf Schaumburg-Lippe, wo erst Ende 1991 die Frauenordination beschlossen wurde, vertretbar, im Blick auf die gesamtkirchliche Lage aber ziemlich blauäugig. Denn in den anderen Landeskirchen waren längst alle Dämme gebrochen. Es ging nicht um die Behebung eines Notstandes, standen doch mehr Kandidaten auf den landeskirchlichen Listen, als Pfarrstellen vorhanden waren, sondern vielmehr um die Durchsetzung einer säkularen Ideologie. Diese herrscht nun in allen evangelischen Landeskirchen. Sie gibt sich den Anschein, als sei sie unumstritten. Aber um diesen Anschein zu wahren, müssen Gewissensbedenken totgeschwiegen und kirchenamtlich unterdrückt werden. Doch „Gottes Wort ist

nicht gebunden“ (2. Tim 2, 9). Es ist „schärfer als jedes zweischneidige Schwert“ (Hebr 4, 12).

Es herrscht aber inzwischen noch etwas ganz anderes in Theologie und Kirche, nämlich eine spezifisch feministische Gnosis. Sie ist nach dem Beschluss der Frauenordination mit Macht aufgekomen. Gegen ihren Willen und ihre Absicht bekräftigt die feministische Gnosis dadurch die theologische Richtigkeit und kirchliche Notwendigkeit der in den Pastoralbriefen gegen die Gnosis gefällten Entscheidung. Wenn Gnosis nur ein Wort wäre, könnte man heute vielleicht schweigen. Aber sie ist eine Bewegung, die Gottes Schöpfung, wie sie ist, hasst; die Gottes Wort zerredet und zersetzt. Sie gibt vor, aufzuklären und in die Freiheit zu führen. Aber genau das vermag sie nicht, weil sie diese selbst nicht besitzt: Wahrheit, Freiheit, Licht und Leben. Wer sich ihr nicht im Glauben an Christus entgegenstellt, wird von ihr betört, durchdrungen und überwältigt. Kirche und Gnosis werden niemals in friedlicher Koexistenz nebeneinander bestehen, heute so wenig wie im 1. und 2. Jahrhundert. Die Kirche Jesu Christi, die diesen Namen verdient, wird alles, was der Gnosis eine Tür geöffnet hat, wieder aus der Kirche verbannen und von ihr fernhalten müssen.

Dazu gehört als unabdingbare Voraussetzung die Wiedereinsetzung des reformatorischen Schriftprinzips. In deren Gefolge sodann die grundsätzliche theologische Negation der Übertragung des gemeindeleitenden Lehr- und Verkündigungsamtes an Frauen. Denn die Frauenordination ist – ich wiederhole es – schrift- und bekenntniswidrig.

Sie berührt keine bloße Ordnungsfrage, sondern den Kern des kirchlichen Lebens, nämlich den Gemeindegottesdienst. Dieser ist von einem ordinierten Amtsträger zu leiten, der das Nachfolgeamt des Apostolats innehat. Dieses ist an das Mandat Christi gebunden. Es kann nicht gegen das Gebot des Herrn (1. Kor 14, 34 ff.) ausgeübt werden, ohne dass es beschädigt und gnostisch unterwandert wird.

Die Kirche ist durch und durch weiblich, ja mütterlich. Für die Frauenordination kann nur plädieren, wer den zutiefst weiblichen Charakter der Kirche erkennt. Abgesehen von dem von Gott eingesetzten gemeindeführenden Lehr- und Verkündigungsamt, durch das der von dem Amtsträger repräsentierte erhöhte Herr durch Schriftauslegung zu seiner Gemeinde spricht und sich ihr mit seinem Leib und Blut unter Brot und Wein selbst gibt, stehen Frauen alle Ämter, Dienste und Funktionen in der Kirche offen. Sie können und sollten zu diesen Ämtern „ordiniert“ werden – unter der Voraussetzung, dass zwischen dem *einen* Amt, das Gott selbst eingesetzt hat, und den Ämtern, welche die Kirche einsetzt, sorgfältig unterschieden wird.

IV.

Blicke ich zurück, und zwar nicht nur auf diesen Vortrag, sondern auch auf die eigenen Veröffentli-

chungen zum Thema „Amt“⁹, lässt sich das Ergebnis in drei Thesen zusammenfassen:

1. Das Amt der Kirche beruht auf dem Mandat Christi und ist das Nachfolgeamt des Apostolats. Es ist durch das Evangelium und die Sakramente mitgesetzt. Die Singularität des Amtes der Kirche entspricht der Einzigkeit des Evangeliums und diese wiederum der Einzigkeit Jesu Christi. Das Amt, näherhin das Verkündigungsamt, besteht aus göttlichem Recht, weil es nicht von der Kirche, sondern von dem auferstandenen Christus eingesetzt wurde. Es ist daher von den von der Kirche eingesetzten Ämtern und Diensten prinzipiell zu unterscheiden.

1.1. Luthers Amtsverständnis ist schriftgemäß, aber nicht biblizistisch. Es ist eindeutig, klar, in sich abgeschlossen und bedarf keiner Ergänzung.¹⁰ Die

⁹ In meinem Buch *Das Amt der Kirche* (2001) habe ich Luthers Amtsverständnis aus dem Zusammenhang seines Denkens unter Heranziehung aller Quellen und nicht nur der einschlägigen Äußerungen über das Amt interpretiert. Das Ergebnis ist eindeutig: Luthers Amtsverständnis ist evangeliozentrisch und kann ohne seine Wiederentdeckung des Evangeliums nicht wirklich verstanden werden. Die Redundanz meiner Arbeit mag man kritisieren, das Ergebnis ist sachlich zutreffend.

¹⁰ Gegen den Duktus der – theologisch völlig misslungenen – Ausführungen von V. Stolle, Luther, das „Amt“ und die Frauen, LuThK 19 (1995), 2-22, bes. 20. Die Unterstellung, Luthers Ausführungen über das Amt seien unklar, ist ganz und gar unzutreffend. Die Unklarheit liegt nicht in den Quellen, sondern in der Sekundärliteratur über Luthers Amtsverständnis. Vgl. gegen V. Stolle auch A. Wenz, Der Streit um die Frauenordination im Luthertum als paradigmatischer

zusammenfassende, von Luther gebilligte, also authentische Interpretation des Amtsverständnisses der Wittenberger Reformation ist Artikel V der Confessio Augustana.

2. Der Grundfehler bei der Diskussion über Luthers Amtsverständnis ist die Herleitung des Amtes aus dem Gedanken des Priestertums aller Gläubigen.¹¹ Diese Herleitung und Begründung widerspricht dem biblischen Befund. Im Neuen Testament lässt sich dafür keine einzige Belegstelle namhaft machen.

2.1. Luther hat in der Adelschrift 1520 mit diesem Theologumenon mit Recht die mittelalterliche Zweiständelehre bestritten. Aber er hat das Verkündigungsamt in dieser Schrift nicht aus dem Priestertum aller Gläubigen begründet. Vielmehr vertritt er beide Gedanken gleichzeitig (vgl. z. B. WA 6, 407, 13 ff.).

3. Die Ordination von Frauen zum Amt der Kirche als dem von Christus eingesetzten Nachfolgeamt

Dogmenkonflikt, Lutherische Beiträge 12 (2007), 103-127, bes. 116.

¹¹ Diese Fehlinterpretation findet sich bei Neutestamentlern wie bei Lutherforschern (Nachweise in W. Führer, aaO. (s. Anm. 1), 2016, 86 f., Anm. 245 u. 246). In der ökumenischen Diskussion, in der kirchlichen Publizistik, aber auch auf Kanzeln wird „das Priestertum aller Gläubigen“ unreflektiert als Schlagwort benutzt. Das ist wörtlich zu verstehen; denn man argumentiert nicht, sondern schlägt auf Andersdenkende ein.

des Apostolats ist schriftwidrig und bekenntniswidrig. Die Berufung auf Luther für die Frauenordination ist sachlich vollkommen ungerechtfertigt. Sie widerspricht dem Gesamtduktus seines Denkens; denn er hat die apostolischen Weisungen (1. Kor 14; 1. Tim 2 u. a.) nicht als angeblich zeitbedingt außer Kraft gesetzt, sondern sie vielmehr aufgenommen und für seine Zeit verbindlich gemacht. Unter Bezugnahme auf 1. Kor 14 hat er in der Vorlesung zu 1. Tim 2, 11 f. 1528 unmissverständlich herausgestellt (WA 26, 46, 32 f.): „Deinde docere et non permittit ei ministerium verbi.“ Ins Deutsche übersetzt: „Demnach gestattet er (sc. der Apostel) ihr (sc. der Frau) nicht zu lehren und das Amt des Wortes.“ Darin spricht sich eindeutig Luthers eigene Meinung aus. Solche Aussagen für mehrdeutig auszugeben, ist keine Interpretation mehr, sondern vielmehr die Verballhornung Luthers.

3.1. Im Unterschied zur Reformationszeit ist es Theologie und Kirche in der Neuzeit und insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg nicht gelungen, die apostolischen Mahnungen und Weisungen plausibel und verbindlich für die Zeitgenossen zu interpretieren. Diesem Manko begegneten sie in der Frauenfrage mit der Erfindung der Frauenordination. Das war ein Kurzschluss: dem vorhandenen Dilemma wurde ein weiteres hinzugefügt.

3.2. Kirchliche Großinstitutionen wie der LWB, die EKD und die VELKD denken und verfahren in der Frage der Frauenordination heute so, wie die Kommunistische Partei in der sozialen Frage bis

1990 verfuhr: Sie beanspruchen das Meinungsmonopol, reklamieren die Zukunft ausschließlich für sich allein und grenzen Andersdenkende kurzerhand als Zurückgebliebene aus. Das ist ein Trick, aber keine Lösung. Auf diesen Trick, die autoritäre Inbeschlagnahme der Zukunft für die eigene Position, fallen merkwürdigerweise Professoren und Pfarrer genauso herein wie Publizisten und Fernsehmoderatoren.

3.3. Der Kirche ist zu keiner Zeit die Aufgabe gestellt, apostolische Mahnungen, Weisungen und Bestimmungen außer Kraft zu setzen. Das ist vielmehr das Betätigungsfeld der Pseudokirche. So muss der wahren Kirche heute zugemutet werden, dass sie den Beschluss der Frauenordination als gegen das Gebot des Herrn gerichtet zurücknimmt. Das Verkündigungsamt ist wie der von Christus eingesetzte Apostolat nicht geschichtlich, sondern eschatologisch begründet. Wie der auferstandene Herr nicht Apostelinnen, sondern ausschließlich Apostel eingesetzt hat, so kann das eschatologisch begründete Amt in der noch verbleibenden Geschichte nur gemäß dieser Einsetzung und nicht gegen das von dem Apostel übermittelte Gebot des Herrn (1. Kor 14, 37) wahrgenommen werden. Statt der Kurzschlusslösung der Frauenordination muss daher der Frau, die gleichberechtigt ist, in der Kirche das Betätigungsfeld geebnet werden, das ihren Gaben und Befähigungen entspricht. Es ist nicht die Aufgabe der Frau, einen Mann zu repräsentieren, auch und gerade nicht den Gottmenschen Jesus Christus. Diese Richtigstellung ist eine gewaltige

Herausforderung. Sich ihr heute zu stellen, das heißt zukunftsfähig zu werden und die Kirche von morgen zu bauen.

(Bleckmar, 24. 01. 2018)

WEITERE TITELIM SOLA-GRATIA-VERLAG

Werner Führer:

Ursprung und Geburt Jesu Christi

Studien zur Präexistenz und Inkarnation

Confessio Augustana

Das Augsburger Bekenntnis von 1530 in heutigem Deutsch.

Der Kleine Katechismus Martin Luthers

eingeführt und ausgelegt von Gottfried Martens.

Martin Luther:

Großer Katechismus

in heutiges Deutsch übertragen von Detlef Lehmann, mit einem Anhang über die innere Struktur der Katechismen von Werner Klän.

Lüder Wilkens:

Die Religionen und der christliche Glaube

Gemeinsamkeiten und Gegensätze, veranschaulicht mit Skizzen und Beispielen.

Hans-Jörg Voigt:

Im Glauben der Kirche

Grundlagen des christlichen Glaubens, in unsere Zeit hinein gesagt.

Detlef Löhde:

Was Christen vom Islam wissen sollten

Grundlagen und Vielfalt des Islam aus christlicher Sicht.

Matthias Krieser:

Weise leben. Salomo und sein geistiger Nachlass.

Dieses Buch erschließt König Salomos Lebensweisheit auf dem Hintergrund seiner Biografie und macht sie für unsere Zeit fruchtbar.

Wolfgang Hörner:

Der Grund des Glaubens. Die Heilige Schrift und die Rechtfertigung des Sünders als Fundamente des christlichen Glaubens.

Eine genaue Positionsbestimmung biblischer Theologie.

Horst Neumann:

Luther neu entdecken im 21. Jahrhundert

Luthers Haupt-Anliegen, dargestellt mit vier „Eckpfeilern“.

Alrun Rehr:

Gottestypen. 31 Portraits aus Bibel und Kirchengeschichte.

Die erzählende Vorstellung unterschiedlicher Personen, ergänzt durch Bibelworte und Gebete, eignet sich auch für die persönliche Andacht.

Johann Martens und Matthias Krieser (Herausgeber):

Väterstimmen zum Gottesdienst

Texte zum Verständnis und Aufbau des lutherischen Hauptgottesdienstes von Werner Schwinge, Max Witte und Ludwig Otto Ehlers.

Detlef Löhde:

Gottes Ruf und Gabe: Bekehrung und Taufe

Eine fundierte Begründung der lutherischen Lehre von Bekehrung, Taufe und Beichte.

Angelika Krieser:

Das Kirchenjahr und seine Wochensprüche

Das Buch enthält eine Einführung in das christliche Kirchenjahr sowie sämtliche Wochensprüche mit Auslegungen.

Matthias Krieser:

Mach's nicht wie die Schnecke!

25 Predigten zu Jesus-Worten.

Matthias Krieser:

Gottes Pullover

Wie unsere Welt gestrickt ist. Gottes Schöpfung und die Physik.

Wolfgang Hörner:

Lebendig. Biblisch. Ermutigend.

Ein Buch für alle, die den Reichtum der reformatorisch-lutherischen Lehre entdecken wollen.

Detlef Löhde:

Wer ist Jesus von Nazareth?

Das biblische Zeugnis von Jesu Kreuzesopfer und Gottessohnschaft und der Dreieinigkeit Gottes (Trinität).

Matthias Krieser:

Adam. Ein Menschenleben.

Wir begleiten einen (fiktiven) Adam durch sein Erdenleben. Dabei werden Gottes Gaben und Werte erkennbar.

Matthias Krieser:

Warum die Bibel missverstanden wird

Es gibt manche Fallen beim Lesen und Verstehen der Bibel. Dieses Buch hilft, sie zu vermeiden.

Matthias Krieser:

Die sieben Worte Jesu am Kreuz

Betrachtungen zu den sieben Worten Jesu am Kreuz, mit Bildern von Regina Piesbergen.

Alle Titel sind als kostenlose E-Books erhältlich. Sie können ohne Registrierung von der Website des Verlags heruntergeladen werden:

www.sola-gratia-verlag.de

Viele der Titel sind auch in gedruckter Form erhältlich. Nähere Informationen dazu auf der Website oder bei:

Sola-Gratia-Verlag

Inh. Lüder Wilkens

Glockenturmstr. 36, 14055 Berlin

E-Mail: LuederWilkens@web.de